Die weißen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

SIEBENTES HEFT ◆ ◆ 7. JAHRGANG ◆ ◆ JULI 1920

INHALT:

Georges Duhamel:
Der Schriftsteller und das Zeitgeschehen

Ernst Blass: Gedichte

Ernst Barlach: Die echten Sedemunds

Bernhard Bernson: Dadaistenwitz

Bücherschau

EINZELHEFT 4 MARK VIERTELJÄHRL. 12 MARK

1920

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.

SOEBEN ERSCHIENEN:

BERNHARD BERNSON

Das Märchen vom König Sonntag

Mit einer Einbandzeichnung von

Max Slevogt

in Alexandrajapan gebunden

10 Mark

Von König Sonntags hellem Land, in dem die ganze Schöpfung liebevoll und fröhlich zueinander hält, erzählt diese formenreine Dichtung, die ein echtes Märchen ist: denn es ist einfach und tief, frisch und weise, unwirklich und voller Leben. Phantasie baute diese sonnige Welt, in der man staunend schaut, leicht atmet, ernsthaft lächelt, wie Kinder es tun. Aus diesem Geist gestaltete auch Max Slevogts Meisterhand die Zeichnung zum Einband.

Von diesem Werk wurden 220 numerierte und vom Verfasser handschriftlich signierte Exemplare hergestellt, von denen 200 in den Handel kommen. Das Buch ist auf echtes Zandersbütten gedruckt und in grünes Halbpergament gebunden. Die Einbandzeichnung von Max Slevogt wurde in einem Druck in Originalgröße beigefügt. Der Preis dieser Vorzugsausgabe beträgt (einschl. Luxussteuer) 60 Mark

PAUL CASSIRER / VERLAG / BERLIN

Georges Duhamel:

DER SCHRIFTSTELLER UND DAS ZEITGESCHEHEN

In einem Gedicht der „Augustgedanken", das als einzige Überschrift eine Widmung an Villemain trägt, und die er selbst als „halbkritische Epistel" bezeichnet, schildert Sainte-Beuve die Helden des Romantizismus und spricht von Hugo und Vigny folgendermaßen:

Hugo in blanken Waffen
(Ein stolzer Edelmann, von Dantes Geist erschaffen,
Pisaner oder Florentiner), zäher Held,
Er hielt im Kampfgetös das Banner übers Feld
Und hält es heute noch; doch Vigny still und fein,
Verschloß sich früh schon wie im Turm von Elfenbein.

Diese mittelmäßigen Verse bezeichnen eine Epoche in der Literaturgeschichte. Der Schatten, den der geheiligte Berg auf die Ebene wirft, gewinnt ein neues Relief, denn der Turm von Elfenbein, den der Lateiner einst anpries, ragt mit seiner stolzen Silhouette in den modernen Himmel empor. So ist der Name denn gefunden, das heißt anerkannt und geheiligt für den erhabenen Ort, wohin die Dichter ihre Zuflucht nehmen, wo sie ihr Nest errichten.

Diesem Ausspruch, der unter der Feder Sainte-Beuves eigentlich nur eine selige Erinnerung, ein geschicktes Bild war, wird von nun an unleugbar eine ästhetische und moralische Realität entspringen.

Sicherlich kannten die Schriftsteller vergangener Jahrhunderte den Wert der Einsamkeit. Einige vermochten sogar, wie einst der hellenische Krieger, ihrer Absonderung den Sinn und die Würde einer wirklichen Zurückgezogenheit unter das Zeltdach verleihen. Aber der elfenbeinerne Turm ist im wesentlichen ein Bauwerk des neunzehnten Jahrhunderts, er ist zeitgenössische Architektur. Der elfenbeinerne Turm charakterisiert einen Stil, predigt eine Doktrin und stellt eine Revolution des Geistes dar.

Des Jahrhunderts überdrüssig, von hohen moralischen und religiösen Begriffen gequält, kann sich Blaise Pascal mit zweiunddreißig Jahren in das aristokratische Grab von Port-Royal einschließen. Unter dem Zwange eines fanatischen Glaubens konnte Racine auf dem Gipfel seines literarischen Ruhmes die Welt ver-

lassen, um seinem Heim und seinem Heil zu leben. Doch wird niemand daran denken, von diesen beiden großen Männern zu sagen, daß sie sich in den elfenbeinernen Turm eingeschlossen hätten.

Der Romantizismus mußte kommen, damit dieser erhabene Turm endgültig zum Besitz des Schriftstellers wurde, dem allein Schlüssel und Geheimnisse dieses Turmes bekannt sind.

Bis zum neunzehnten Jahrhundert haben die Schriftsteller es klugerweise für ihre Aufgabe angesehen, die Menschen, die Natur, die tausend Bilder des Weltalls zu betrachten, sie in gewissenhafter oder phantastischer Weise zu schildern und aus ihren Beobachtungen Lehren und Gesetze zu ziehen oder ziehen zu lassen. Um ihr Werk zu vollenden, oder um tiefen Neigungen nachzugeben, oder um ihre Traurigkeit zu sänftigen, oder um sich unbarmherziger Gegner zu entledigen, haben sie zuweilen ein Asyl fern vom Strudel der Gesellschaft gesucht. Sie haben niemals geglaubt, daß ihre Heiterkeit nur durch eine gänzliche Zurückgezogenheit zu erkaufen wäre, und daß, um rein zu bleiben, ihre Mission zu erfüllen, sie sich vom Leben abwenden und ihr Alter in einem Heiligtum verbringen müßten, das der Allgemeinheit verschlossen wäre.

Erst der Romantizismus bringt diese geistige Wendung, diesen ablehnenden Stolz, diesen fast feindlichen Hang zur Einsamkeit, dieses Bedürfnis, einen tiefen Graben zu ziehen zwischen dem lärmenden Leben und dem Allerheiligsten, in dem der Schriftsteller die Offenbarungen der Muse empfängt.

Alle Romantiker haben dieses Vorrecht als ihr Eigentum in Anspruch genommen. Zwar haben nicht alle, wie wir bald sehen werden, beständig danach gestrebt, doch haben alle mit Eifer, selbst mit Anmaßung ein Recht behauptet, das ihnen niemand streitig macht, und sie haben da einen elfenbeinernen Turm errichtet, wo das durchsichtige Zelt eines beleidigten Anführers genügt hätte.

Auf den Vorgebirgen, auf den Gipfeln der Riffe, an den Abhängen der Berge haben sich seitdem unzählige elfenbeinerne Türme erhoben. Der Parnaß hat die seinigen erbaut, besonders streng und volltönend. Der Turm des Symbolismus ist unzugänglicher, rauher und undurchdringlicher als alle anderen. In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und am Anfang des zwanzigsten überwog diese Doktrin der stolzen Weltabgeschiedenheit, kaum angefochten durch den Naturalismus. Viele huldigten dem Prinzip, daß reine und hohe Kunstwerke nur in dem Schweigen des feingeschnitzten Zufluchtsturmes geschaffen werden konnten. Die Kunst erscheint wie eine freie geistige Offenbarung, unabhängig von Ereignissen und Zeitströmungen,

ohne jeden praktischen Nutzen, wie auch ohne soziale Konsequenzen, fremd allen großen menschlichen Stürmen, die die Welt durchtoben, ohne in Wahrheit das Antlitz der Seele zu verändern, ohne das Ewigkeitsbild der Seele zu zerstören.

Ein Wort, das sicher voller peinlicher Bedeutung und Verrufenheit ist, dient als Abschreckung der Schar, die die Seiten des Parnaß bestürmt. Dieses Wort: die Politik, genießt mit voller Berechtigung einen elenden Ruf, den man auch wirklich nicht verteidigen kann.

Für die einen ist die Politik die Quelle alles Irrtums, für die anderen das Gefäß jeglicher Dummheit, für die Mehrzahl Ursache von Kompromiß und Verfall; die Politik scheint gewiß der Gegensatz aller Reinheit. Sie war und sie bleibt die Klippe, an der manche glänzende Begabung schon in ihren Anfängen scheiterte. Sie besudelt und vergiftet für immer die ideale Atmosphäre, in der das Genie atmen muß. Gegen die schlammige Brandung der Politik soll der elfenbeinerne Bau seine mächtigen Pfeiler und seine undurchdringlichen Mauern stemmen.

Man möge dieses Bild nicht für übertrieben halten. Ich werde den Vorgang ganz unparteiisch schildern. Ich will allen Meinungen gerecht werden, mit dem festen Entschluß, Übertreibungen und Schwächen, Wohlbegründetes oder Haltloses zu sondern.

Das Gewitter, das Europa verwüstete, hat sich kaum gelegt, und schon erhebt sich wieder ein Kampf um alle die Streitigkeiten, die augenblicklich die literarische Welt entzweien.

Ein verdienstvoller Romanschriftsteller, der geschätzte Leiter einer Zeitschrift, deren heilsamer Einfluß auf die literarischen Sitten unaufhörlich ist, Eugen Monfort, hat während des Waffenstillstandes eine Umfrage gehalten. Der Text dieser Umfrage zeigt, wie sehr die Frage des elfenbeinernen Turmes brennend bleibt.

Beunruhigt von der leidenschaftlichen Heftigkeit, welche, die zeitgenössischen Schriftsteller in den Strudel der Ereignisse reißt, fragt Herr Monfort sich und alle seine Genossen, ob es nicht gefährlich für das Schicksal der Kunst sei, daß die sozialen oder politischen Befangenheiten, gleich einem gewaltigen Sturm diesen klaren und tiefen Wasserspiegel trüben, den die Seele des Schriftstellers dem Weltall darbieten soll.

Eine Umfrage ist bei ihrem Urheber nie ganz ohne vorgefaßte Meinung. Eine Frage, wie sie Herr Montfort stellt, enthält meistens eine Befürchtung.

Hört man fragen, ob es für den Schriftsteller nicht notwendig ist, sich von den Sorgen der Zeit freizumachen, fühlt man, daß

der Leiter der „Marges", der gewissenhafte Fragesteller, seine persönliche Antwort schon bereithält. Man errät, man versteht, daß nach seiner Ansicht die Reinheit der Kunst in Gefahr ist. Herr Montfort brennt augenscheinlich darauf, die Schriftstellerwelt an den Kultus des elfenbeinernen Turmes zu erinnern.

In dem Augenblick, in dem ich diese Zeilen schreibe, hat Herr Montfort noch nicht alle Antworten auf seinen Aufruf veröffentlicht. Wie auch diese Antworten ausfallen, wie kostbar die Lehren sein mögen, die sich aus der Debatte ergeben werden, nichts könnte die historische Untersuchung, die wir unternehmen wollen, beeinflussen.

Schließen wir uns dieser Umfrage an, teilen wir die Sorge Herrn Montfort's und vieler unserer Zeitgenossen, und wir wollen zunächst erforschen, in welchem Maße diese Unruhe berechtigt ist, wie weit die Anteilnahme des Schriftstellers an dem Zeitgeschehen das Schicksal der schönen Literatur gefährdet.

Ich habe die Worte „historische Untersuchung" ausgesprochen. Eigentlich ist diese Formel ein wenig anspruchsvoll.

Es soll uns genügen, die erhabenen Beispiele aufzuzählen, die sich unserer Erinnerung darbieten. Wir wollen sehen, ob die großen Schriftsteller, wie man uns gern glauben machen möchte, sich enthalten haben, auf die großen Ereignisse ihrer Zeit zu reagieren oder daran teilzunehmen. Wir wollen untersuchen, ob sie nicht im Gegenteil oft im Lärm der Parteien die Stimme erhoben haben.

Ich muß mich entschuldigen, daß ich weit in unseren Erinnerungen zurückgehe. Aber sollten wir, weil es soweit zurückliegt, auf das Zeugnis von Aristoteles verzichten? Nein! Fangen wir denn mit Aristoteles an, und erinnern wir uns, daß dieser große Mann zweimal aus Athen fliehen mußte, um den Verfolgungen zu entgehen, denen die Anhänger Mazedoniens ausgesetzt waren; das erste Mal 384 vor Christi Geburt, das zweite Mal im Jahre 323, als Alexander starb.

Muß man die politische Kühnheit des Aristophanes erst erwähnen? Auf allen Seiten seiner Komödien bricht sie hervor. Sie war so groß, daß sie 388 ein Gesetz hervorrief, das durch Gewalt die Freiheiten der Bühne beschränken sollte.

Niemand würde glauben, daß Aesop darum verurteilt wurde vom hyampischen Felsen gestürzt zu werden, weil er einen heiligen Becher entwendet hatte. Ebensowenig könnte man andere als politische Ursachen bei der Hinrichtung des Sokrates nachweisen.

Lukan, dessen Charakter seinem Genie nicht immer ebenbürtig war, mußte sich die Adern öffnen, weil er an der Verschwörung Pisos teilgenommen hatte. Wenn dieselbe Todesart Petronius von Nero auferlegt wurde, so geschah es weniger wegen einer künstlerischen Eifersucht, als um den Dichter zu bestrafen, der an einem politischen Komplott teilgenommen hatte.

Juvenal verdankt seinem Widerstand gegen Menschen und Ereignisse seiner Zeit, daß er außerhalb Roms in einer Kolonie vegetieren mußte.

Epiktet, der große Philosoph und überhaupt ein großer Schriftsteller, wurde unter Domitian verbannt, trotzdem er seine Werke nur inspirierte oder diktierte.

Wir sehen, daß vom Altertum an die Verbannung und der Tod eine bedeutende Rolle in der Laufbahn der Männer spielten, die schrieben, sprachen oder dichteten.

Und was soll man von Dante sagen, der im Jahre 1301 aus Florenz verjagt wurde? Mochte jener den Ereignissen gleichgültig gegenüber gestanden haben, der die Rache einer Partei erdulden mußte, dem das Haus zerstört, das Vermögen eingezogen wurde, und der im Exil nach langen Jahren der Drangsal und der Verzweiflung starb?

Wir wollen nicht vergessen, daß wir die Memoiren eines Philippe de Commines der gezwungenen Untätigkeit verdanken, die ihm Ungnade und Gefangenschaft in Loches verschafften.

Weshalb nicht Camoëns nennen, den Dichter der Lusiade, der auf die Moluckeninseln verbannt und schließlich wegen seiner satirischen Urteile über den Vizekönig von Goa ins Gefängnis geworfen wurde?

Sagt nicht, daß die Liste zu lang wird: sie beginnt kaum, es ist unsere Pflicht, sie durchzugehen, wenn wir unser Glaubensbekenntnis erleuchten wollen.

Etienne Dolet, ein Buchdrucker und Schriftsteller, wurde verbannt, zweimal zum Tode verurteilt und lebendig verbrannt in Paris 1544.

Milton, der reine Dichter, zögert nicht, gegen den Thron Partei zu ergreifen und das Recht des Volkes dem Szepter gegenüber zu verteidigen.

Bacon, der große Bacon war so schwer kompromittiert in seinen öffentlichen Aemtern, deren er sich übrigens auf klägliche Weise entledigte, daß er im Jahre 1621 zu Gefängnis und Geldstrafe verurteilt wurde. Diese politischen Uebergriffe hinderten ihn meines Wissens nicht, eine der höchsten Leuchten in der Welt des Geistes zu sein.

Clément Marot, der in die sowohl politische wie religiöse, sogenannte „Schmähschriftenaffäre" verwickelt war, tut besser daran, nach Italien zu fliehen.

Scarron stellt sein boshaftes Talent in den Dienst der politischen Leidenschaften der Zeit: er leitet die „Mazarinade".

Wurde Saint-Evremond nicht in die Bastille gesperrt, weil er sich getraut hat, über die Dinge seiner Zeit zu urteilen, und mußte er nicht das Land verlassen, um am englischen Hofe zu sterben?

Da wir gerade von England sprechen, wollen wir Daniel de Foë erwähnen, der wegen Vergehen gegen den Geist die Freuden des Schandpfahls kennen lernte und zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt wurde.

Doch da ist das achtzehnte Jahrhundert, und Voltaire, der sowohl für seinen satirischen Schwung als für seine Ideen die Prügelstrafe, das Gefängnis, die verschiedensten Verfolgungen kennen lernen mußte. Deshalb hörte er doch nicht auf, sich für die Geschehnisse seiner Zeit zu interessieren.

Ferner Diderot. Er mußte die Veröffentlichung seiner Encyclopädie zweimal aufschieben und wurde sogar in Vincennes gefangen gehalten, wo Rousseau ihn besuchte, wie in seinen „Confessions" erzählt wird.

Was Rousseaus Teilnahme an den Bewegungen seines Jahrhunderts anbetrifft, ist sie ebenso berühmt wie die Verfolgungen, die er erleiden mußte.

Nun beginnt die Revolution, und wieder fließt Blut. Chamfort, Mirabeaus Freund und erklärter Gegner der Jakobiner, wird gezwungen, zwischen Todesstrafe und Selbstmord zu wählen. Der Verfasser der „Jeune Indienne" entschied sich für den Selbstmord.

Chéniers Schicksal ist zu bekannt, als daß es notwendig wäre, darüber länger zu sprechen.

Auf dem Schafott fließt Fabre d'Eglantines Blut zusammen mit Dantons und Camille Desmoulins.

Eine schreckliche Zeit, eine stürmische Zeit, wo Worte wie „elfenbeinerner Turm" absolut keine Bedeutung mehr haben konnten, denn selbst der weiche, schüchterne Florian ist in die revolutionären Bewegungen verwickelt und wird als verdächtig verhaftet.

Es sind wenige, die unparteiisch bleiben im Strudel dieser Ereignisse.

Chateaubriand — in vieler Beziehung so ganz „elfenbeinerner Turm" — ist zuerst „Emigrant", dann unter dem Konsulat Gesandter, während der Restauration Diplomat, Minister, Polemiker.

Benjamin Constant, der Verfasser von „Adolphe", beweist, daß, wenn man es auch fertigbringt, mit größter Leidenschaft ver-

schiedene Male den Glauben und die Partei zu wechseln, man nichtsdestoweniger ein wunderbares Meisterwerk schreiben kann.

Da wir Constant genannt haben, wollen wir sogleich von Madame de Staël sprechen, die die verschiedensten Exile ausgekostet hat, und dieses gewiß nicht aus literarischen, sondern aus politischen Gründen.

Und Paul Louis Courier! Er wurde das Opfer seiner Kühnheit und seiner Popularität zur Restaurationszeit; er hatte sie mit zwei Monaten Gefängnis und 200 Frank Geldstrafe zu büßen. Man muß gestehen, er ist billig fortgekommen.

Vergessen wir nicht, daß Schiller seine Jugend gänzlich republikanischen Ideen und der leidenschaftlichen Satire über den Despotismus widmete.

Kehren wir zu den französischen Romantikern zurück. Wie ich soeben sagte, haben sie den elfenbeinernen Turm errichtet. Man muß jedoch anerkennen, daß sie sehr oft mutig die schützenden Mauern verlassen haben.

Hugo, der größte von allen, hat achtzehn Jahre in der Verbannung gelebt. Die Hälfte seiner Schriften bildet einen Kommentar voller Feuer und Kraft zu den Ereignissen seiner Epoche. Alle Saiten dieser gewaltigen Leier haben vor Entrüstung, vor Zorn, vor Mitleid gebebt. Wenn Victor Hugo jemals im elfenbeinernen Turm gelebt hat, dann hat offensichtlich die tyrannische Regierung ihm einen Kerker daraus gemacht.

Da wir den schönen Namen Hugo ausgesprochen haben, warum wollen wir nicht hinzufügen, daß sein Sohn Karl 1851 die Annehmlichkeiten des Gefängnisses gekostet hat, weil er einen weithinhallenden Artikel über die Todesstrafe geschrieben hat?

Und Lamartine! Lamartine, den wir an der Spitze der revolutionären Bewegung von 1848 sehen! Ich weiß es, ich weiß wohl, daß er den Anhängern des elfenbeinernen Turmes recht geben könnte. Es scheint, daß, sobald er die Tribüne bestiegen, er die Leier verlassen hat. Aber er bildet in dieser Beziehung eine Ausnahme,

Fügen wir hinzu, daß im Jahre 48 sogar die friedliche George Sand „Briefe an das Volk" schrieb und sich mit Hingebung der sozialen Bewegung anschloß.

Die Aufzählung zieht sich in die Länge, ist aber noch nicht beendet. Man kann gar nicht genug Beispiele anführen, wenn es sich darum handelt, ein Problem aufzuklären und zu einer Überzeugung zu bringen.

Geldstrafe, Gefängnis, Verbannung, Todesstrafe! Die Geschichte der Literatur hallt wieder von dem Klirren der Schlüssel

in der Hand der Galeerensklavenwächter, von dem Schwingen des Beiles und der Stimme der Richter. Kann man noch sagen, daß alle großen Werke in der Stille des Arbeitszimmers entstanden sind, im Schoße einer behaglichen und friedlichen Zurückgezogenheit?

Wir sind aber noch nicht fertig: Lammenais wurde 1840 seiner sozialen Theorien wegen zu einem Jahre Gefängnis verurteilt.

Heinrich Heine lebte zu dieser Zeit in einem freiwilligen Exil, nach drei Jahren harten revolutionären Kampfes in seinem Lande.

Victor Cousin, der sein Kolleg in Frankreich nicht abhalten durfte, wurde während seiner Reise in Deutschland noch strenger behandelt, denn dort mußte er sechs Monate der Gefangenschaft verbüßen. Er verdankte seine Freilassung nur Hegels Intervention.

Wir können Shelley nicht vergessen, der von Stadt zu Stadt fliehen mußte, um sich vor den Verfolgungen der Regierung zu verstecken. Ebenso müssen wir Byrons gedenken, der auf Seiten der geknechteten Griechen gegen die Türken kämpfte und den Tod in diesem Kreuzzug fand.

Und jetzt will ich von Rußland sprechen, diesem Land, wo immer Bedrückung und Gewalttätigkeit herrschte; ich will von diesem Rußland sprechen, dessen bewundernswerte Schriftsteller nie aufgehört haben, leidenschaftlichen Widerspruch gegen die Institutionen, die Menschen und die Ereignisse zu erheben.

Der verbannte Puschkin lebte von 1820 bis 1824 in Ungnade.

Turgenieff, die Mäßigkeit und Vernunft selbst, hatte diese Art Exil zu ertragen, die für die Adligen die Verbannung auf ihr Gut bedeutet. So hat er bis 1854 gelebt.

Dostojewsky ist 1849 zum Tode verurteilt worden. Er wurde begnadigt, aber er hat vier Jahre im Kerker verbracht, aus dem er uns die erschütternden „Erinnerungen des Hauses der Toten" geschenkt hat.

Der polnische Dichter Adam Mickiewicz ist von der Zarenregierung eingesperrt und verbannt worden.

Das Leben Tolstois ist ein langer Kampf gegen die bedrückenden Kräfte und ein langer Protest gegen die Geschehnisse.

Gorki ist nach der Revolution von 1905 ins Gefängnis geworfen worden. Seine literarische und seine politische Tätigkeit sind eng miteinander verknüpft.

Die Skandinavier haben die Slaven um nichts zu beneiden: Björnson wurde wegen seiner republikanischen Haltung 1870 zu einem Jahr Gefängnis verurteilt.

Ibsen, obgleich er in einem seiner Gedichte geschrieben hat: „Der Lärm der Massen erschreckt mich, ich will meinen Rock nicht mit Straßenschmutz bespritzen lassen; in reinem Festgewand will ich den Tag der Zukunft erwarten . . .", obgleich er, wie gesagt, seinen Geschmack für die Einsamkeit des Elfenbeinernen Turmes eingestanden hat, wurde er von der großen revolutionären Bewegung von 48 angesteckt. Er hat den aufständischen Ungarn Gedichte gewidmet. Er hat sich in der politischen Satire ausgezeichnet. Er hat edle tendenziöse Schriften verfaßt, die zeigen, daß das politische Geschehen ihn ebenso leidenschaftlich interessierte wie sittliche Probleme.

Aber zurück nach Frankreich. Weil Michelet immer wieder der Regierung entgegenarbeitete, durfte er sein Kolleg nicht lesen, und der zweite Dezember kostete ihn seine Stellung im Archiv.

Proudhons Interventionen in der Presse wurden so energisch geführt, daß er 1842 vor einen Gerichtshof gefordert und 1849 einsperrt wurde.

Man könnte noch unzählige andere nennen, deren Namen glanzvoll, und deren Werk bedeutend ist; auch der geliebte Verlaine muß Frankreich nach der Kommune verlassen; Zola wurde wegen seiner Offenheit zu einem Jahr Gefängnis, dreitausend Frank Geldstrafe – das ist wirklich billig – verurteilt und schließlich zu einer Art Verbannung nach England geschickt.

Nun sind wir in der zeitgenössischen Epoche angelangt. Ach, da hätten wir zu viel Dinge zu sagen, zu viel Namen zu nennen. Unsere Aufzählung kann keinen Anspruch auf Vollzähligkeit machen. Übrigens, haben wir bei unserem kurzen Überblick nicht so manche Helden vergessen? Fenelon zum Beispiel, der nach seinem edlen „Brief an Ludwig XIV." in Ungnade starb. Und alle die italienischen Philosophen des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts: Vanini, dem man die Zunge herausriß, und der in Toulouse 1619 auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde, Campanella, der mehrere Male der Folter unterworfen wurde und siebenundzwanzig Jahre seines Lebens in Gefängnissen zubrachte. Giordano Bruno, der nach einer Laufbahn, die seines wunderbaren Charakters würdig war, in Rom lebendig verbrannt wurde.

Unter den großen Namen, die wir soeben aufzählten, gibt es Heilige und Märtyrer; manche sind nur Feuergeister; andere durch die Leidenschaft gequälte, unglückliche Seelen. Aber welche Lehre spricht aus dieser Anhäufung von Tatsachen! Welche Lehre!

Was hätten sie wohl, diese mutigen Genies, von dem elfenbeinernen Turm gedacht, diese mutigen Geister, die Ungerechtigkeit

und Gemeinheit nicht wie unvermeidliche Tatsachen hinnehmen wollten?

Alle diese hohen Geister, alle diese Meister des Gedankens haben sich geweigert, ihrer Gaben in einer ebenso friedlichen wie egoistischen Einsamkeit froh zu werden. Sie haben ihre Feder und ihre Seele in den Dienst der großen Sache gestellt. Sie haben sich gegen die Regierung der Bedrücker aufgelehnt, sie haben deren Verbrechen aufgedeckt. Sie wollten mit den Schauspielern der entehrenden Dramen keine gemeinsame Sache machen, sie wollten keine unterwürfigen Komplizen an schändlichen Ereignissen sein. Alle oder fast alle haben ihre Unabhängigkeit teuer bezahlt und ohne Zögern ihre Laufbahn, ihr Glück, sogar ihr Leben geopfert.

Eine ähnliche glorreiche Ungnade war weder für den arbeitsamen Herrn Faguet, noch für den weitschweifigen Herrn Georges Ohnet zu befürchten. Ebensowenig bedroht sie die ruhige Karriere eines Auguste Dorchain und Jean Aicard.

Sicher ist die klare und ärmliche Existens eines Octave Feuillet dazu angetan, allen denen als Beispiel zu dienen, die fürchten, ihr Talent in dem Wirbelsturm der Ereignisse zu gefährden. Aber welcher Schriftsteller, der dieses Namens würdig ist, würde zögern, sollte er wählen zwischen dem Schicksal eines Octave Feuillet und eines Dante Alighieri?

Brauchen wir noch mehr Dokumente und Beweise? Fügen wir hinzu, daß neben allen diesen großen Männern, die in ihrer Teilnahme an den Ereignissen den Ruin, die Verzweiflung oder den Tod gefunden haben, es auch eine unendliche Anzahl von anderen gibt, die sich mit Glück, Ehre oder Nutzen in öffentliche Angelegenheiten haben mischen können: Aischylos hat in Marathon gekämpft, in Salamis und in Platäa. Sophokles hat zweimal die Funktionen eines Strategen erfüllt. Tacitus erhielt unter Nerva das Konsulat. Petrarka erfüllte zahlreiche diplomatische Missionen; er wurde sogar der Unterhändler eines Friedensvertrages zwischen Genua und Venedig. Montaigne hat öffentliche Ämter in seiner Provinz bekleidet. Ariost hat 1522 vom Herzog Hercules ein Amt als Gouverneur eines Distrikts in den Apeninnen angenommen. Cervantes verlor als Soldat eine Hand in der Schlacht, er nahm an dem Kampf von Lépanto teil. Swift war mit Eifer und Unbeständigkeit bald Whig und bald Tory. Sheridan war Mitglied des Hauses der Gemeinen. Der Olympier Goethe wohnte der Schlacht von Valmy bei. Am Abend dieser Schlacht kündete er die „Geburt der neuen Welt" an. Goethe war Dichter, Gelehrter und Politiker.

Genug davon! Ich höre auf, nicht weil es mir an Namen fehlt, aber ich will diese trockene statistische Aufzählung nicht noch ver-

längern. Ich höre auf, aber ich will noch bemerken, daß ich meinem Titel getreu, nur Dichter, Schriftsteller oder Denker, die auch angesehene Schriftsteller waren, genannt habe. Ich will in die Debatte nicht die unzähligen Gelehrten, Musiker und Maler hineinziehen, die es nicht ihres Genies für unwürdig hielten, an den großen sozialen Konflikten teilzunehmen. Ich scheide die Staatsmänner aus, bei denen das Zeitgeschehen eigentlich der Beruf selbst ist, ich scheide sie aus, obwohl es unter ihnen auch einen Cicero gegeben hat.

So eindrucksvoll alle diese angeführten Zeugen sind, verlangen sie eine Prüfung. So groß auch unsere Achtung für die Meister ist, deren stolze Gestalten wir heraufbeschworen haben, sind wir bereit, auch ihre Irrtümer anzuerkennen und, wenn es nötig ist, sie zu verurteilen. Haben diese bewundernswerten Männer unrecht gehabt, die Gedankenwelt, das Königreich der Träume zu verlassen, um in die Politik herabzusteigen?

Es läuft auf die Frage hinaus, ob die Schriftsteller, deren Erlebnisse wir soeben kurz zusammengefaßt haben, an ihrer Mission gesündigt haben.

Nun wohl, für fast alle antworte ich mit nein.

Ich stelle zuerst grundsätzlich fest, daß es keine schriftstellerische Mission gibt im Gegensatz zu dem, was man im allgemeinen die Mission jedes Menschen nennt. Ich stelle grundsätzlich fest, daß jeder Mensch, so bedeutend das Genie ist, dessen Gefäß, dessen Träger er ist, nicht ohne Unwürdigkeit seine Menschenpflicht seiner Pflicht als Schriftsteller zum Opfer bringen und jene vor dieser erniedrigen kann.

Ich habe die Worte Gefäß, Träger ausgesprochen. Ich komme auf diese Worte zurück, die dem Gegner eine leichte Handhabe bieten können. Ich komme auf diese Worte zurück, um klarzustellen, was ich meine.

Wenn das Genie eine angeborene Gabe ist, so bedeutet es auch nach dem berühmten Wort Genie: Fleiß. Es gibt kaum ein Beispiel dafür, daß das Genie dem, der es trägt und zur Entfaltung bringt, gänzlich fremd bleibt. Wie Emerson so richtig sagt, ist es der Charakter, der vorangeht: dem Charakter verdankt das Genie seine schönsten Erfolge. Ein herrliches Genie in einem mittelmäßigen Gefäß gleicht einer kostbaren Saat, einer undankbaren Erde anvertraut; ohne Zweifel gibt es das und hat es oft gegeben; aber es ist ein unharmonischer, peinlicher Anblick, und wir lieben besonders diejenigen unter den großen Männern, die ein Heldenantlitz haben, diejenigen, die trotz ihrer Fehler und ihrer Irrtümer sich des Genies würdig zeigen, das die Natur

ihnen anvertraut hat. Es gibt keine großen Seelen ohne Schwäche; aber es gibt keine großen Seelen, die nicht in irgend einem Augenblick ihres Lebens durch Handlungen das Maß ihres Reichtums gezeigt haben.

Diese Abschweifung führt uns zu unserem Ausgangspunkt zurück. Im allgemeinen ist das Genie soviel wert wie der Mensch. Eine tiefe Beziehung bleibt zwischen der übernatürlichen Macht, die gewissen Individuen übertragen ist und dem Gebrauch, den sie davon machen. Der Schriftsteller, der seiner Mission als Schriftsteller seine menschlichen Verpflichtungen opferte, würde gerade dieser Mission fast jedes Interesse und fast jedes Gewicht nehmen.

Es scheint vor allem das Amt des Dichters, des Schaffenden, zu sein, etwas Schönes aufzubauen. Meine Liebe für das Schöne ist tief, aber ich versichere, daß eine große Tat etwas Schönes ist. Ich versichere auch, daß eine häßliche Handlung selbst ein hohes Andenken besudeln kann, und daß es in meinen Augen einen Schatten auf die Arbeiten eines Mannes werfen kann.

Und dann halte ich es auch nicht für unmöglich, daß ein Kunstwerk die Fehler und den Makel des Geistes, durch den es entstand, irgendwo nicht verrät.

Nein, gewiß nicht, man kann nicht ohne Gefahr den Menschen vom Künstler trennen, die Mission des letzteren bleibt in weitem Maße der Haltung des ersteren untergeordnet.

Es ist eine alte Streitfrage. Aber diese erste Behauptung führt mich zu einer anderen, die ernster ist: je größer der Künstler, um so größer sind seine menschlichen Verpflichtungen. Wer die erhabene Gabe empfangen hat, ist der übrigen Menschheit verpflichtet. Gerade weil er durch außergewöhnliche Hellsichtigkeit ausgezeichnet wurde, weil er die unbeschränkte Macht der Verführung hat, weil er den Menschen bis in die verschwiegensten Winkel ihres Herzens dringen kann, kennt der Künstler strenge Verpflichtungen, die er weder weglassen noch übertreten darf.

Wie! Das Schicksal hat euch eine Stimme gegeben wie alle Posaunen Jerichos. Werdet Ihr euch weigern, die Mauern der Dummheit und Grausamkeit einzustürzen?

Wie! Euer Auge versteht unter der schmeichlerischen Oberfläche Trug und Falschheit zu erkennen. Werdet Ihr für euch allein eure Entdeckung bewahren, werdet Ihr sie wie ein Geheimnis verbergen? Werdet Ihr nicht sagen, was Ihr gesehen habt?

Marc Aurel schreibt: Oft ist man ebenso schuldig, wenn man nichts tut, als wenn man gewisse Dinge tut. Ist euer Schweigen

Angst oder Mitschuld? Ihr wollt nicht sprechen, ihr, deren Amt und Recht es ist.

La Bruyère hat in einer Erleuchtung des Gewissens die bittere und elende Lage des Bauern erfaßt, der das Königreich ernährt. Er hat eine herzergreifende Schilderung dieser Vision hinterlassen, die sowohl wie seine satirischen Schilderungen die Dankbarkeit der Menschheit verdient.

Ihr, deren Beruf es ist, zu schreiben, wollt ihr nicht auch euren „königlichen Zehnten" diesen edelmütigen Protest herausgeben, dem Vauban, der sogar doch kein Schriftsteller war, Ungnade und Verurteilung verdankte?

Eure Mission ist, das Leben zu beobachten und es zu schildern. Niemand verlangt von euch, parteiisch zu sein. Aber zu gewissen Stunden müßt ihr vor Gericht erscheinen und Zeugnis ablegen. Ihr schuldet eurem Genie diese Entfaltung, diese Sanktion, diese Befriedigung, diese erhabene Bekundung.

Wie wollt ihr die Menschen kennen lernen, eure anregenden Vorbilder, wenn ihr nicht willig seid, mit ihnen, für sie, durch sie zu leiden? Ihr seid die Maler des Lebens; aber in einem himmlisch verschlossenen elfenbeinernen Turm pulsiert „das Leben" nicht, da gibt es nur Bilder, fernen Abglanz des Lebens. Man kann die Menschen nicht mit der kalten, objektiven Genauigkeit des Entomologen betrachten. Die wissenschaftlichen Methoden sind völlig geeignet, den Schriftsteller über den Zweck der Kunst und über die anwendbaren Mittel zu verwirren.

Die Erkenntnis der Menschen ist eine Leidenschaft, und dieses Wort bedeutet Leiden. Wenn ihr diese Inspiration nähren wollt, lebt zuerst! Der elfenbeinerne Turm ist für den Mathematiker geeignet; aber der Dichter und der Romanschriftsteller siechen zwischen den Mauern dahin, wenn sie nicht zuweilen daraus entschlüpfen können.

Sagt nicht, daß die introspektive Methode genügt, um die Erfahrung des Schriftstellers zu bilden. Euer eigener Charakter ist euch ursprünglich so fern, so geheimnisvoll, wie der eines Unbekannten, dessen Silhouette ihr an der anderen Seite eines Flusses bemerkt. Wollt ihr eure Seele erkennen, müßt ihr sie mit anderen Seelen zusammenstoßen lassen. Wollt ihr den Widerhall eurer Seele erproben, dürft ihr sie dem Angriff feindlicher Kräfte nicht entziehen.

An feindlichen Kräften fehlt es nie. Einer wertvollen Seele wird es nie an Ereignissen fehlen, sich zu betätigen.

Ich erwarte einen Einwand und beuge ihm vor: man kann mir sagen, daß die Ungerechtigkeit, die Gemeinheit, die Dummheit,

der Geist der Gewalttätigkeit, mit einem Wort alle Ungeheuer, gegen welche die großen Geister in den Kampf eingetreten sind, die Hiebe, die das Genie ihnen versetzt hat, gar nicht merken. Unter diesen Umständen scheint es kindisch und nutzlos, immer wieder blutige Anstürme zu versuchen, die doch zerschellen müssen.

Man kann mir sagen, daß das mutige Opfer der Schriftsteller aller Zeiten kein Haarbreit den gegenwärtigen Streit der Kräfte verschoben hat, seitdem die Menschen Menschen sind. Weshalb denn nach so vielen anderen in einen absurden Streit eintreten, der so ewig wie die Welt scheint?

Diese skeptische und verführerische Haltung ist gefährlich, sie würde schnell zu einem seelischen Vertrocknen führen, das unvereinbar mit der schöpferischen Feinfühligkeit ist. Sie hat immer nur für Naturen ohne Schwung und ohne Grazie gepaßt, die an der Tat zweifeln, sobald sie sich unfähig fühlen, sie zu vollbringen, und so wird es auch immer sein. Diese Haltung setzt eine widerliche Verkleinerung des Tatsächlichen voraus. Sie ist dem Wesen des poetischen Genies entgegengesetzt, wenn man das Wort Poesie hier in seinem hauptsächlichen etymologischen Sinn von „Schöpfung" nimmt.

Meister Jérôme Coignard, ein Sachverständiger in der Kunst des Zweifels, erkennt selbst an, daß das Herz allein den Dingen des Lebens einigen Wert gibt.

Und ein Schriftsteller faßt nicht den abstrakten Entschluß, sich in die Ereignisse hineinzumischen oder sich ihnen zu unterwerfen. Bald folgt er den Erkentnissen seines Geistes, bald den Bewegungen seines Herzens. Er greift oft nur gezwungen ein, unter dem Drang einer erhabenen Überzeugung, der Inspiration ähnlich, die ihm seine Werke diktieren. Auch in dieser Beziehung gehorcht er seinem Genie.

Niemals noch vielleicht ist die Welt durch politische Ereignisse so tief, so verwickelt, so beunruhigend aufgewühlt worden, als in unserer Epoche. Niemals hat das Gewissen der Schriftsteller so dringende Rufe vernommen. Heute nun fordert man uns auf, zurück in den elfenbeinernen Turm zu ziehen, um dort hochmütige und heitere Werke zu vollenden, fern von dem Stöhnen der zerrissenen Menschheit.

Wir werden sogleich sehen, ob es geht oder nicht, den elfenbeinernen Turm zu verschmähen, ob es geht oder nicht, diesen Zufluchtsort aufzugeben und die Schlüssel unter die Tür zu schieben.

Die augenscheinliche Tatsache, die Tatsache, die uns alle trifft, uns alle bewegt, ist, daß die Menschheit noch nie so unglücklich,

so verirrt, ihrem Untergang so nahe war wie heute. Sie ist die Beute der Ereignisse, wie ein Märtyrer der Bestien in der Arena. Sie leidet und kennt kein Heilmittel für ihr Leiden. Blutend, verstümmelt, von denen verraten, die sie führen sollten, bis zur Agonie in unsinnige Unternehmungen hineinverwickelt, die über ihre Kraft gingen, in Abenteuer, in denen sie für lange das Bewußtsein ihrer Gaben, ihrer Pflichten und ihrer Zukunft verloren: diese Menschheit erinnert an das verblendete Ungeheuer, von dem Virgil spricht, an dieses mißgestaltete gewaltige und schmerzhafte Ungeheuer, das tastend seinen Weg in der unergründlichen Finsternis sucht.

Diesen Augenblick hat man nun gewählt, um uns aufzufordern, an dem Geschehen nicht mehr teilzunehmen, in der Einsamkeit zu singen, in den Gärten des Klosters liebenswürdigen Streitereien über Metrik uns hinzugeben und unsere Ohren dem Lärm des Gedränges zu verschließen.

Dieses Wort kommt zur richtigen Stunde, und ich spreche es absichtlich aus; ein großes Herz, ein edelmütiges Herz hat diesem Wort ein unvorhergesehenes Schicksal bereitet. Der Verfasser von „Ueber dem Kampfgetümmel", verweigerte es, sich in die Art von Sumpf fortreißen zu lassen, die das intellektuelle Europa überschwemmt und den kritischen Sinn mancher guten Geister in Gefahr bringt, und hat den Konflikt in eine höhere Sphäre gehoben. Dieser Konflikt ist noch nicht im Erlöschen.

Wenn man sich weigert, in diesem allgemeinen Wahnsinn das Bewußtsein zu verlieren, so heißt das noch nicht, auf seine Rolle zu verzichten, im Gegenteil, es heißt, seiner Rolle neuen Sinn zu verleihen. Der Mensch, der sich wirklich über jedem Getümmel erhaben gewähnt hätte, der hätte während des europäischen Krieges kaltblütig, ohne Kommentar ein Gedicht von viertausend Versen über die Tugenden des Asphodelos verübt.

Romain Rolland hat gezeigt, daß man sich über das Geschehen erheben könnte, um mit Kühnheit zu einem anderen schwierigeren Geschehen Stellung zu nehmen.

Dieses neue Geschehen, dieser höchste Konflikt entwickelt sich jetzt, wo andere Konflikte sich endlich zu lösen scheinen. Ein Ungewitter beruhigt sich, und schon ziehen sich andere Unwetter über den Höhen zusammen. Was wird die Menschheit in diesem Chaos machen, wenn die geistigen Führer sie wieder einmal zur Stunde der Prüfung im Stich lassen?

O Dichter des elfenbeinernen Turmes, vergeßt Ihr, daß die großen menschlichen Bewegungen nicht nur von großen Geistern

erzeugt, sondern auch geführt, erleuchtet worden sind? Vornehmheit und Reinheit sind ansteckend. Die Wirksamkeit des Beispiels ist eine erfahrungsmäßige Wahrheit. O Schöpfer des Gedankens, ihr, die ihr allein fähig seid, die Revolution der Sitten zu beseelen, wollt ihr den Vortritt den Rhetoren, den Komödianten, den Geschäftsleuten überlassen?

Kaum ist diese quälende Frage in dem Tumult der Epoche ausgerufen, füge ich hinzu, daß es mir nicht günstig erscheint, den elfenbeinernen Turm niederzureißen.

Der arme, reizende Jean-Marc Bernard, der im Geschützfeuer in Artois fiel, sagte häufig: „Zuerst die Politik". Dieses Wort, das dem Spott einer Schriftstellerpartei diente, die mehr polemische als schaffende Begabung hatten, dieses Wort, das eine ganze Doktrin einschließt, zieht uns außerhalb des Bereichs der Kunst. Es riskiert zu verursachen, daß der Schriftsteller aufhört, ein Schriftsteller zu sein, um ein Zeitungsschreiber, ein Knecht, das Instrument einer Partei zu werden.

Ich denke, daß es gerecht und schön ist, wenn der Schriftsteller bei gewissen Gelegenheiten Partei ergreift. Aber der Schriftsteller soll Partei ergreifen, und nicht die Partei soll den Schriftsteller ergreifen.

Wolle man mir dieses Wortspiel verzeihen, es genügt, um die Alternative zu kennzeichnen. Entweder wird der Schriftsteller, durch schwerwiegende Gründe bestimmt, durch tiefen Impuls erschüttert, an dem Kampf teilnehmen, ohne einen Augenblick das Ruder zu verlassen, ohne auf sein freies Urteil zu verzichten. Oder er wird sich ohne Reserve den Kräften ausliefern, die um ihn geworben haben, und er wird der Sklave einer Gruppe, der Gefangene einer Formel werden.

Diese letzte Haltung ist der Natur des Künstlers so entgegengesetzt, daß es überflüssig scheint, über ihre Berechtigung zu diskutieren.

Der Schriftsteller soll ein Leiter, ein Führer, ein Inspirator sein; er kann nicht ein untergebener Diener, ein bezahlter Advokat sein, ohne herunterzukommen. Er zündet die Fackel an, er entfaltet die Standarte, er macht sich zum Schild oder Schwert, er bietet sich als Sühneopfer an. Verlangt nicht von ihm, ein Vollstrecker niedriger Werke zu sein. Die Kunst hat ihre Größe und ihren Dienst. Aber Dienst ist nicht Knechtschaft, ist nicht Sklaverei. Es kommt dem Schriftsteller zu, selbst seine Pflichten zu bestimmen und sie zu rechter Zeit zu erfüllen.

Eine Rolle in dem Geschehen spielen, eine schwankende Menge führen, gerechte Forderungen durch moralische Autorität stützen, Lösungen für menschliche Konflikte vorschlagen, das ist eine bewundernswürdige Pflicht. Das bringt es noch nicht mit sich, daß man in den Niedrigkeiten der Politik versinken muß.

Die zeitgenössische Politik ist fast überall auf einen solchen Grad von Verworrenheit gesunken, daß es durchaus verständlich ist, daß stolze Herzen, die die Schönheit ihrer Regungen nicht preisgeben wollen, sich von ihr fernhalten.

Ein wahrer Schriftsteller kann keine Parteipolitik treiben.

Nach den Volksfesten, die Paris im Sommer 1919 berauschten, sagte mein lieber Freund Georges Chennerière, dessen seltenes, wirksames Talent oft im Dienst guter Sachen stand, mit einem etwas bitteren Lächeln: „Ich bin heute ganz Turm von Elfenbein".

In der Tat, für den Künstler soll nichts systematisch sein, weder die Intervention noch die Enthaltung. Kunst ist der höchste Ausdruck des Lebens, darum entwickelt sie Fähigkeiten, die den lebendigen Dingen überlegen sind: Wahl, Maß, Anpassung.

Die ergreifenden Beispiele, die uns die Literaturgeschichte geliefert hat, rechtfertigen den Schriftsteller in seinem Elan, aber sie belehren ihn auch über seine Pflichten. Diese Beispiele hindern nicht, zu gelegener Stunde Carlyle in seiner Einsamkeit in Craigenputtoch wieder aufzusuchen, oder Emerson in dem Städtchen Concord, oder den unabhängigen Horaz in seiner Villa zu Tibur.

Der Charakter stürzt sich ins Geschehen. Im Wirbelsturm empfängt die Seele den Stoff zu ihren Betrachtungen, aber in der Einsamkeit baut das Werk sich auf, in der Einsamkeit wägt der Schriftsteller das Geschehen ab, und faßt seine Entschlüsse.

„Die Einsamkeit ist heilig", dieser schöne Satz stammt von Alfred de Vigny.

Von Vigny sind wir mit Sainte-Beuve ausgegangen, und nun sind wir zu Vigny zurückgekehrt. Im Andenken an diesen großen und reinen Dichter hat Sainte-Beuve den elfenbeinernen Turm wieder auferstehen lassen. Jedoch ist es gerade Vigny, der über die Pflichten und Rechte des Schriftstellers die menschlichsten und vernünftigsten Ratschläge gibt, die man von ganzem Herzen annehmen kann.

Diese Ratschläge befinden sich im vierzigsten Kapitel von „Stello", in dem Teil, der „Die Verordnung des Doktor Noir" betitelt ist.

Alles, was der große Romantiker sagt, ist zweifellos nicht aufrecht zu erhalten; aber wir finden bei ihm einige Formeln, die würdig sind, eingemeißelt zu werden über dem Schreibtisch aller derer, die es sich zum Beruf machten, zu schreiben, das, was sie denken.

„Man trenne", sagt Vigny, „das poetische Leben vom politischen Leben".

„Und um dahin zu gelangen:

Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, das heißt das Recht, zu jeder Stunde jedes Tages auf der Gasse verhöhnt, im Palaste betrogen, unbarmherzig bekämpft, von weither unterwühlt, tüchtig geschlagen und wuchtig verjagt zu werden."

Ich entschuldige mich, daß ich einen berühmten Text zitiere, der jedermann im Gedächtnis leuchtet. Doch erscheint mir tatsächlich kein Wort so abschließend, so geeignet, die Debatte zu beenden und völlige Klarheit zu geben.

„Allein und frei", sagt Vigny, „seine Mission erfüllen. Den Bedingungen seines Daseins folgen, frei von dem Einfluß selbst der schönsten Gemeinschaft."

Wie richtig ist dieser Satz, und wie sehr verdient er unsere Aufmerksamkeit! Wie nötig ist es für den Schriftsteller, wenn er seine kostbare und fruchtbare Unabhängigkeit bewahren will, sich von den Parteien abzusondern. Wo Parteien sind, gibt es ein Überbieten der Meinungen, und sobald es ein Überbieten gibt, ist das Gleichgewicht verloren, die Kunst verliert ihre Rechte. Sie verliert auch ihre Tugenden. Außerdem scheint es nicht, daß die Vereinigung, welche die Macht der Schwachen ausmacht, die Hegemonie der Starken sichert. Der Geist bewegt die Masse, aber er bereitet sich zu dieser Tätigkeit in der Einsamkeit vor.

„In den Versammlungen", sagt Vigny auch noch, „in den Körperschaften, den Schulen, den Gesellschaften, den Akademien und allen derartigen Vereinigungen gelangt die intrigierende Mittelmäßigkeit allmählich durch ihre grobe und materielle Aktivität zur Herrschaft, und durch jene Art von Geschicklichkeit, zu der gewaltige und großmütige Geister sich nicht herablassen können."

Also gilt es, „allein und frei seine Mission zu erfüllen". —

Vigny hat diese Notwendigkeit der Einsamkeit, der Zurückgezogenheit klar gezeigt. Aber diese Zurückgezogenheit bedeutet nicht Enthaltung. Und hier findet dieser große Dichter seine schönsten Worte, wo er, der Mann der stolzen Reserve, mir ganz aus der Seele spricht.

„Die Neutralität des einsamen Denkers ist eine bewaffnete Neutralität, die, wenn es Not tut, erwacht."

„Er legt einen Finger an die Wagschale und gibt den Ausschlag. Bald treibt er den Geist der Nationen an, bald hält er ihn zurück. Er facht die allgemeinen Aktionen an, oder er erhebt sich gegen sie, so wie es ihm eine Erkenntnis der Zukunft eingibt. Was liegt ihm daran, ob sein Kopf auf dem Spiele steht, er stürmt vorwärts oder zurück."

„Er spricht das Wort, das er sprechen muß, und es wird Licht."

„Er spricht dies Wort von Zeit zu Zeit, und während das Wort durch die Welt hallt, kehrt er zu seiner stillen Arbeit zurück."

Ich will mit den edlen Worten Alfred de Vignys schließen: Sie werfen ein blendendes Licht auf die Rolle des Schriftstellers im Zeitgeschehen. Sie sollten ein Zügel für die Wut sein, ein Stachel für die Feigheit. Sie sollten die beunruhigte Masse verstehen lassen, was es von den Männern, deren brüderliche Stimme es liebt, erhoffen darf.

Ich wünsche, daß alle Schöpfer, die zu dieser ernsten Schicksalsstunde der Welt zwischen der Ruhe der Stube und dem Tumult da draußen schwanken, oft an den weisen Dichter denken möchten, der ihnen auch noch diese Worte der Eintracht und Hoffnung zugerufen hat. „Wir wollen glücklich sein, wenn unser Wachen der Menschheit helfen kann, sich einig um ein reineres Licht zu scharen."

Ernst Blass:

GEDICHTE

Du schläfst, Geliebte — o daß ich bewachte
Dein teures Leben unablässig nah!
Daß Knospen, die ich dir zuweilen brachte,
Aufblühten, um zu bleiben ewig da

Zu schwesterlichem Dienst Jasmin und Rose
Dir, wenn du ruhst, und wenn man dich geweckt,
Ein brennend und ein seidenes Gekose
Umwirbt dich oder hält dich süß bedeckt.

O teures Leben, rätselhaft gebettet,
Mit lichtem Blick trotz Wolke, Traum und Flut,
Frei wie ein Kind und dunkel angekettet
Schon Opfer, das vergießen soll sein Blut.

Musik und Welle! Deutlichstes Erklingen
Voll Ahnung des Verhallens gibt sich preis
Im sichern Flug mit eines Vogels Schwingen,
Der sein Geheimnis nicht zu fassen weiß.

*

Es sind in mir noch deine blauen Augen
Und lassen mich nicht ruhn, was ich auch treibe.
Sie scheinen mir mein Leben aufzusaugen,
Daß nicht ein Schritt, kein Atemzug mehr bleibe,

Ganz wie der Tod, heimlich und unbeirrt,
Und wenn sich meine Widerstände mindern,
Dann werden sich wohl auch die Schmerzen lindern,
Die in mir streben wirr und ohne Hirt.

O süßes, o beruhigendes Ende!
Ein Nehmen? Nein — ein sanftes Wiedergeben,
Ein Traum, vertrauter als das wache Leben,
O liebe Augen, o geliebte Hände!

*

Der helle Tag war eine schlimme Nacht,
Das wache Leben nur ein dumpfer Schlaf,
Eh' ich zum Traum von dir bin aufgewacht,
Eh' meine Nähe deine Ferne traf,

Zum Traum von mir, der lange Zeit verborgen,
Nun wie ein Held an meine Seite trat,
Nicht Gestern galt, nicht Heute, nur das Morgen
War nahe mir, geöffnet war der Pfad.

Und Liebe flocht in keuschesten Gewinden
Unmerklich schon den bunten ewigen Kranz.
Was lang getrennt war, hoffte sich zu finden,
Und das Entzweite sah sich wieder ganz.

WIDMUNG ZU DEN GEDICHTEN VON SOMMER UND TOD

Ich komm zu dir und bringe einen Trank,
Und kaum bewußt führst du ihn hin zum Munde.
Die Nacht ist tiefer, als sie jemals sank.
Es ist des Todes und der Liebe Stunde.

Kein Dämmer mehr und nicht mehr Übergang
Zu Helligkeiten wartet auf dem Grunde.
Der dunkle Sommer blüht, ein Widerklang
Des Todes, ihm verlobt zu ewigem Bunde.

Ich sehe deine Lippen ruhig trinken.
Mein Blick, der sich in deinem schon verliert,
Versucht noch spät zu lächeln und zu winken.

Vergangen nun sind trennende Gewalten,
Und ohne daß ein Kummer noch regiert,
Umfangen sich die nächtlichsten Gestalten.

Ernst Barlach:

DIE ECHTEN SEDEMUNDS

Drama

DRITTES BILD

Wieder im Schützengarten, nur ist es etwas später, die Grableute sind noch beisammen. Mankmoos hat sich beiseite gesetzt und macht sich wichtig mit allerlei Schreiberei auf kleinen Zetteln. Grete sitzt neben ihm. Der Wärter sucht Grude.

Kutscher Karl (zu Mankmoos): Mensch, mach doch, du drippelst ja die ganzen Bettelbriefe voll mit Nasendroppen. Das soll woll aussehen, als ob du dein Zeug mit Tränen getuscht hast?

Mankmoos: Bettelbriefe sind das? Ich will gar nichts geschenkt haben, man bloß einen kleinen Beitrag zu den Beerdigungskosten bitte ich mir bei meinen Kunden aus. Das geht nachher von der Lieferung ab, sie sollen mir man was tun.

Kutscher stellt sich hinter ihn und will lesen.

Mankmoos: Wenn Sie was Lustiges lesen wollen, dann lesen Sie lieber das. (Holt den Zettel von Onkel Waldemar hervor.) Den Brief schickte mir Herr Sedemund, als er mir schon 'n Beitrag zu den Beerdigungskosten versprochen hatte. Na?

Kutscher (liest und schlägt mit der Faust auf den Zettel): Heiliger Hundedreck von ihre vornehmen Manieren! Da bleibt ja die Läuse die Luft weg, wenn sie sich auf den Lappen verlaufen. (Gibt Grete zu trinken.) Na drink mal, du, dein Vater hat schon genug davon, der muß sich auf seine fünf Finger verlassen und mit die Feder fummeln.

Grete (nippt und hustet).

Kutscher: Hat's geschmeckt?

Grete (nickt unter Tränen).

Kutscher (streichelt sie): Bist viel zu schade vor son'n schimmligen Schinder von Vater.

Grude und Sedemund aus dem Hintergrunde.

Grude: Du, wir wollen uns niederlassen. Wir haben sonst so sorgenfrei zusammen gesessen — wie, willst du versuchen, ob es da drin irgendeinen guten Tropfen gibt?

Der junge Sedemund geht ins Wirtschaftsgebäude.

Grude (zu Mankmoos): Sie werden sich doch mit dem Löwen nicht lumpen lassen? Lieber tot als ein Luder, was? Wann kann's denn nun losgehen?

Mankmoos: Bloß einen Brief bräuchte ich noch zu schreiben, an Frau Dr. Schön, ob sie mir nicht auch einen Beitrag zu den Beerdigungskosten tun will.

Grude: Immerzu, Mankmoos, machen Sie, daß Sie die Arme frei kriegen. Wollen Sie nicht n' büschen Kaffee und Kuchen? Ihre Tochter kann's holen und holt auch was für sich. Einen großen Teller voll Kuchen, Grete. (Gibt ihr Geld.) Und eine ganze Kanne Kaffee. (Grete ab.)

Mankmoos: Das kann ich beim Schreiben kauen, daß es nicht so lang mehr dauert.

Grude: Aber wissen Sie, reden Sie nicht zu viel von der Löwengeschichte, sonst schnappt Ihnen irgend ein Lump das schöne Geld vor der Nase weg. — Wenn wir und noch einige wenige es wissen, gut; aber wie gesagt, machen Sie sich nicht mit all und jedem gemein, Mankmoos.

Der Wärter kommt.

Grude (zum Wärter): Schönen Gruß an Herrn Doktor, und Herr Sedemund und ich, wir wären zusammengetroffen und wollten uns, um den schönen Abend zu genießen, besaufen.

Wärter: Ja, Herr Grude, Sie haben immer zu viel gegrübelt, Sie kommen ja von Ihrem Grund nicht los, das ist das Ganze, warum Sie bei uns sind. Feiern Sie die festliche Gelegenheit, und mir soll verlangen, was Sie dann für'n Gesicht machen tun.

Der alte Sedemund und Onkel Waldemar in Schwarz mit Kränzen treten von der Straße aus herein. Zugleich tritt der junge Sedemund mit einer Likörflasche unterm Arm und Schnapsgläsern zwischen den Fingern aus der Tür. Sie erkennen sich von weitem und bleiben stehen, zu weit, um zu sprechen. Grude steht ungefähr in der Mitte.

Onkel Waldemar: Herr Gott, Herr Gwude, was ist das?

Grude: Ich hoffe herzlich allerseits angenehme Überraschung!

Der junge Sedemund: Grude, du Gauner!

Grude: Was willst du? Es sah wirklich so aus, als wärest du kopfüber in den Leichenwagen gesprungen, und gegen solche Einflößung ist mein zerrüttetes Gehirn gewaltlos. (Nach rechts und links.) Je mehr man sich wundert, desto offenbarer wird das Wunder für die Menge. Also ganz gemütlich zusammen an einen Tisch gesessen!

Der alte Sedemund (zu Onkel Waldemar): Alle Achtung, Waldemar, wie wir alt geworden sind! (Zu seinem Sohn.) Ja, lieber Junge, da sind wir deinetwegen hergehetzt und wollten dich begraben helfen. Na — Gott sei Dank, Gott sei Dank! Weißt du, ich hasse das Begraben bei soviel Sonnenschein. Jede Laus lebt, so lustig ihre Natur es leistet — und ein Mensch soll hinunter?

Der junge Sedemund: Du siehst, wir leisten uns hier im Schatten ein bißchen lausige Lustigkeit. Gott sei Dank, es reicht zur Not für vier, freilich, ein flaues Vergnügen, aber doch — Gott sei Dank, Gott sei Dank — ein schaler Wermut, ein schäbiges Willkommen.

Der alte Sedemund: Gerhard, ein bißchen simpler könntest du es sagen, wie? Ich sagte: Gott sei Dank, daß ich dich lebendig vor mir sehe.

Der junge Sedemund: Gott sei Dank sagte die ältliche Dame auch, wenn ihr Ami leichteren Stuhlgang hatte. Immerhin, Vater, freue ich mich mit dir. Ganz wie die Frau in der Bibel, die den Groschen verlor und ihn wiederfand, wie du den ganzen Sohn und sparst einen guten Haufen Groschen fürs Begraben. Du siehst zugleich, wie richtig ich dein Telegramm erfaßte. Ich zagte nicht und zauderte nicht, sondern sagte zu mir selber: der Alte hat handfesten Humor und hänselt seinen Hans in einem weißen Sterbelaken.

Der alte Sedemund: Ich weiß schon Gerhard, ich versteh, du hast mich mit gleicher Münze ausgezahlt, bist ein echter Sedemund und läßt dich nicht lumpen. Komm nur zu Stuhl, das Stehen wird mir sauer, der Schreck ist mir in die Beine gefahren.

Grude rückt Stühle an einen Tisch, man setzt sich und legt die Kränze auf den Nebentisch.

Grete (zu Grude): Fufzig Pfennig sind bloß über, soviel Kuchen hat er mir gegeben.

Grude: Behalt das Geld, Grete, wenn dein Vater, Herr Schneidermeister Mankmoos, es erlaubt, den mußt du vorher fragen. Aber Grete, sei doch so gut und hol uns noch zwei solche Gläschen, wir haben nämlich Besuch gekriegt.

Grete ab.

Onkel Waldemar: Dä Stweich kann Ihnen Gefängnis einbwingen, Hä Gwude!

Grude: Ich sitze ohnehin — Sie sind also wohl der Ansicht, daß ich noch nicht so vernünftig bin, wie Sie dachten, Herr Sedemund? Die Kur hat noch immer nicht angeschlagen.

Grete kommt mit den Gläsern, knixt und geht ab.

Grude (schenkt ein, zu Onkel Waldemar): Gratulieren Sie also Ihrem gesunden Neffen, daß er nicht gleich mir Dr. Faßlichs Patient geworden. (Zu dem alten Sedemund.) Ein Glück, für das wir nicht dankbar genug sein können. (Zum jungen Sedemund.) Du warst nämlich auserwählt, nach eigener Wahl womöglich, sonst widerwillig, am selben Ort mit mir zu gesunden.

Der junge Sedemund (zerrt an den Kränzen): So also war's gemeint! Und das sind meine Totenkränze und ich kann mich damit behängen, über jeden Arm einen: seht, so betrübte sich mein Vater über meinen Tod, mit Kränzen ist er bei der Hand, die Krankheit fiel von ihm zu seinen Füßen, und er stand auf und wandelte, statt zu seinem Grabe zu meinem Grabe . . . Wollen wir sie nicht Mutter widmen? Sie liegt so frostig in ihrem Prunkbegräbnis, ja, sie sollen Mutters sein, und du bringst sie ihr — von mir? Sterben wir in unserer Familie, ich meine die echten Sedemunds, leicht oder schwer?

Der alte Sedemund: Leicht, Junge, leicht, schön sanft und schonsam für andere und uns selbst — und nobel begraben dazu, so halten wir's.

Der junge Sedemund: Mutter starb schwer, sieh mal, ich mag das leichte Sterben nicht, obgleich es bitter ist, zu sterben wie Mutter, aber nobel war es, weißt du, warum? Zoll für Zoll trat sie hinüber, es verbrannte alles in ihr, — schon hier, sie wollte als durchsichtige Seele drüben neu werden. Es war ein Selbstmord, indem sie sich so zurichtete, daß von ihr selbst nichts blieb. Warum tat sie das? (Unbehagliches Stillschweigen.)

Franchi und Ring stehen auf und gehen langsam zum Eingang an den Grableuten vorbei.

Kutscher Karl (zu Franchi): Du, wenn dein durchgebrannter Tiger Roßfleisch frißt, mach ihn scharf auf die Pferde draußen vor den Leichenwagen, sind Gierhahn- und Ehrbahnsche Gäule, laß ihn sich 'n düchtiges Stück von ihre Beine abbeißen — — heda du, Menageriefritze, du bist gemeint!

Franchi wendet sich ab und geht mit Ring hinaus.

Kutscher (springt wütend auf).

Leichenträger: Er kümmert sich um nichts als um seinen Kummer, Karl, laß ihn laufen. (Zu Mankmoos.) Du wirst mir doch nicht weiß machen, daß du den Löwen hast lungern gesehen.

Mankmoos: So dichte bei, das hab' ich nicht gesagt, aber 'n büschen weiter weg, durch die Büsche hab' ich ihn streichen sehen, so wie 'n großer gelber Hund, ja gerade so sah er aus.

Kutscher (ist bis zum Eingang gelaufen, kommt zurück): Nu passiert was, Leute, paßt auf. Gierhahn und Ehrbahn kommt geraden Ganges auf den Schützengarten zu. (Trinkt.) Sie müssen schon um die Ecke biegen.

Gierhahn und Ehrbahn gehen, wobei Gierhahn nach der andern Seite sieht, dicht an den Leuten vorbei und setzen sich an den Tisch Franchis. Schaukelstrick kommt von der andern Seite.

Ehrbahn: Da kommt Schaukelstrick, Bruder Gierhahn, er will unterschreiben.

Gierhahn: Auch, daß er der Vater von dem Kind ist?

Ehrbahn: Unsere Anstalten loben ihren Herrn — er unterschreibt alles.

Gierhahn: Das ist Schaukelstrick, Bruder? Hast du dir den Kerl mal näher besehen? Und dann sieh auch mich an — ich für ihn!

Schaukelstrick setzt sich.

Ehrbahn (mit dem Protokoll): Also beim Tanzen haben Sie die Mutter von dem Kind kennen gelernt?

Schaukelstrick: Na ja, das kann so gehen.

Ehrbahn: Und das Datum, damit ja alles klappt — September — Oktober — nein, Herr Schaukelstrick, passen Sie auf.

Schaukelstrick: Nee, ich will nicht mehr, die Sache ist mir zu umständlich, viel zu umständlich, das ist ja mehr Arbeit als Vergnügen.

Gierhahn (legt Geld hin): Und nu?

Schaukelstrick (streicht ein und kratzt sich): Aber das Vergnügen ist kurz und die Arbeit fängt ja schon wieder an.

Gierhahn (schlägt mit der Hand auf den Tisch): Unterschreib, du Lümmel, oder ich dresch dich! Sind wir fertig, Bruder Ehrbahn?

Ehrbahn: Wir sind zu Ende. Nun wird unterschrieben, Schaukelstrick.

Schaukelstrick: Na, Gott sei Dank. (Reibt sich die Hände.)

Gierhahn: Mensch, was haben Sie für Dreckpfoten, waschen Sie sich erst mal, daß Sie das saubere Schriftstück beim Unterschmieren nicht beschmutzen.

Schaukelstrick ab.

Gierhahn: Fällt dir nicht ein, Bruder, was das Göhr mal dazu sagen wird? Du machst ein stockdummes Gesicht dabei, das muß ich sagen. Immerhin ist es mein Jung und du hast in die Hände gespuckt und mit deinen Fingern meinen Jungen ins Drecknest gelegt.

Ehrbahn: Aber zu deinem Nutzen, Bruder.

Gierhahn: Bruder hin, Bruder her, du hast es getan!

Schaukelstrick zurück, unterschreibt und gibt Gierhahn die Hand.

Schaukelstrick: Nun können Sie zufrieden sein, was ich unterschreib, das habe ich unterschrieben. Sind Sie eigentlich der Vater von dem Kind?

Gierhahn: Vormund, nicht Vater.

Schaukelstrick: Das hab' ich noch nie gehört, daß einer so viel Geld bezahlt, um eine Vormundschaft los zu werden. Na, mir kann's egal sein, für wessen Vaters Kind ich Vater geworden bin.

Gierhahn (faltet ingrimmig dreinschauend das Protoll, steckt es ein und knöpft seine Schützenjacke darüber fest zu.)

Onkel Waldemar (zu dem alten Sedemund): Liebä Bwuder, antworte nicht, deines Sohnes Hand liegt hart auf dir. Ich muß nur ein paar Worte in Geschäften mit Hä'n Gie'hahn reden, dann gehen wir. (Geht zu Gierhahn.)

Der alte Sedemund (steht auf, sein Sohn folgt ihm und geht als stummer Begleiter an seiner linken Seite auf und ab).

Grude (bleibt sitzen).

Gierhahn (zu Onkel Waldemar): Es sind meine Leute, die da sitzen und saufen, und meine Pferde, die da in der Sonne stehen und dürsten, und mein Wagen, der heute nicht mehr gewaschen wird. Ich seh nicht hin, will sie nicht sehen.

Kutscher Karl: Der Alte dreht seine verdammte Nase rechts ab, richtig, als wären wir ihm beim Ausspucken im Wege! (Spuckt aus, steht auf, stülpt den Dreimaster in den Nacken.) Laßt euch die Zeit 'ne Zeitlang nicht lang werden, ich muß 'n büschen frische Luft schöpfen. (Geht auf die Straße hinaus.)

Erster Leichenträger: Ich bin doch neugierig, was das da draußen für frische Luft sein mag. (Er steht auf und geht hinterher. Man hört halblautes Rufen und unbestimmte Geräusche. Dann erscheint, während die Leichenträger unruhig werden, der erste Leichenträger mit dem Kutscher, den er halb mit Gewalt hereinführt. Der Kutscher sträubt sich, ohne Hut, mit blutigen Händen und greift nach seinem Messer, das sein Kamerad im ausgestreckten Arm hält.

Leichenträger (beschwichtigend): Nichts, gar nichts, Kinder, bleibt ruhig hinter euren Gläser sitzen. (Zum Kutscher.) Was hat dir Biest die arme Bestie getan! Nimm dir zusammen, denn da sitzt ja doch dicht bei der Olle.

Kutscher: Scheiß dir an, du oller Esel mit deinen Ollen! Gib's Messer her! (Greift nach dem Messer.)

Leichenträger: Nu kommt man lieber ran und klappt mal erst das Messer zu. (Wirft das blutige Messer zu Boden. Sie umringen die beiden, man hört halblaut, aber deutlich genug): Er hat die Pferde ihre Ohren abschneiden wollen, der Schinder, sie bluten über die schwarzen Laken weg.

Zusammenlaufen.

Gierhahn (geht in krampfhafter Grandezza hinzu. Halberstickt): Ist das der Dank dafür, du Schlingel, daß ich dir zehnmal verziehen und dich versorgt habe? Hab' ich dir nicht hundertmal gesagt, das soll nun das letzemal sein? Muß ich dich eigenhändig aufhängen, daß du aufhörst, mir das Leben zu versalzen? (Packt ihn, als wolle er ihn erdrosseln. Lärm und Verwirrung, beide Sedemunds bleiben abseits stehen.)

Der alte Sedemund: Hörtest du, was Onkel Waldemar gottlob genial wie immer sagte: deine Hand liegt hart auf mir, die Hand meines Sohnes?

Der junge Sedemund (zeigt die Spitze des kleinen Fingers): Soviel — nur soviel wirkliche Wahrheit, ein einziges Wörtchen Wahrheit, nichts mehr! Warum mußte Mutter Selbstmord begehen?

Der alte Sedemund: Wieso Selbstmord? Übrigens, findest du nicht, daß deine Rede etwas von der unaussprechlichen Suade Onkel Waldemars hat — Nein? Nun — nichts für ungut. Also: sie trat Zoll für Zoll hinüber, um ganz rein zu sein? (Halb für sich): Könnte man nicht sagen, sie starb einen freiwilligen Feuertod, ging durch ein selbstentfachtes Fegefeuer ins Jenseits?

Der junge Sedemund: Es geschah, als ich ausgetan war, daß du gefährlich erkranktest, Professor Druckhammer behandelte dich aus der Ferne und Onkel Waldemar war das, als was er sich heute bewies, Bruder und Beistand. Was sich damals begab, Vater, das hat Mutter betroffen, das hat sie beleidigt, bekümmert, darum hat sie sich ins Grab gegrämt.

Der alte Sedemund (halb bittend): Sie starb an ihrer Krankheit, Gerhard! Freilich schwer und schmerzhaft und trug ihr Leiden mit mehr Würde, als ich vermocht hätte. Du findest für dies alles eine echt Sedemundsche Formel, nicht umzubringen, fürcht' ich, glimmt zäh wie Zunder.

Der junge Sedemund: So gerade könnte es auch Onkel Waldemar sagen — das wäre also nun die Wahrheit?

Der alte Sedemund (zuckt die Achsel).

Der junge Sedemund: So wahr, daß du von hier mit den Kränzen zum Grabe gehen könntest? Sagst du wieder nichts?

Der alte Sedemund: Verdammt — ja. Geh selbst hin und sieh, daß ich gehe.

Das Gedränge um den Kutscher dauert an. Man sieht Gierhahn mitten im Haufen.

Grude (steht auf, zu einem Schützen): Wissen Sie Bescheid, warum der Mann so wütend ist?

Schütze: Auf jeden Fall ein bedenklicher Bockmist von Balgerei.

Grude: Weiter nichts? Ich dachte, es wäre wer dem Löwen in den Weg gelaufen.

Schütze: Was für ein Löwe?

Grude: Wissen Sie nicht, daß einer ausgebrochen ist? Gestern hörte man ihn bis hierher brüllen. Heute den ganzen Tag hat's schon geheißen: warum brüllt er nicht? Hören Sie ihn, bitte? Aber man schweigt am besten still, sonst hat am Ende die Festfreude vorzeitig ihr Ende.

Schütze eilig ab. Mankmoos kommt mit mehreren Briefen.

Grude: Unglücksmensch, Sie haben einen Riß im Sack und nun ist das ganze Geheimnis herausgerutscht. Es ist so gut wie ausposaunt, aus der Kanone geknallt.

Es sammeln sich Leute.

Mankmoos: Es wollte ja doch keiner glauben, da hab' ich mich auch nicht mehr ums Geheimnis gekümmert.

Grude: Der ganze Königsschuß kann verkrachen, wissen Sie das? Schreien Sie, so laut Sie können, daß Sie keinen Schwanz gesehen haben, viel weniger einen ganzen Löwen.

Mankmoos (laut): Ich hab' mich überhaupt nicht danach umgesehen, es ist mir viel zu gefährlich, ihn einzufangen. Was bin ich bei solche Beine für ein Löwenjäger!

Stimme (von hinten): Was ist los?

Grude: Ein Löwe soll ausgebrochen sein, aber ich glaub, es ist gelogen.

Der Lärm um den Kutscher hat Menge herbeigelockt. Die Legende vom Löwen umfängt sie und breitet sich aus. Der Wärter kommt dazu.

Wärter: Herr Grude, ich glaube, Sie wollen nun doch lieber mitgehen, ich für mein Teil denk mir, das Saufen hat an dem Löwen mehr schuld, als der Löwe selbst. (Legt die Hand auf seine Schulter.)

Grude: Was der Löwe kann, kann ich auch. Hui! (Entspringt.)

Wärter (lacht): Man möcht meinen, er hätt ihn selbst losgelassen, der dolle Herr Grude. Ist sonst ein famoser Kerl, aber man kann nicht so schnell klug aus ihm werden, wie sonst bei Verrückten.

Stimme: Wenn Sie einen Verrückten loslassen, ist es kein Wunder, wenn der Verrückte den Löwen erlöst.

Wärter (zeigt auf Mankmoos): Da steht der Mann, der kennt Parole und Feldgeschrei, da fassen Sie man feste zu, er hat den ganzen Nachmittag das Lied vom Löwen geleiert.

Mankmoos: Ich — ich muß nach Haus, da ist bei meiner toten Frau niemand sonst als sie selbst und die Kinder. Grete, wo bist du?

Grete (im Gedränge): Hier, Vater!

Ein Schütze (hält Mankmoos fest): Still gehalten, Rede gestanden, Sie Nachttopf!

Mankmoos: Fragen Sie den verrückten Herrn Grude, der weiß alles, ich — ich hab' gehört, wie er selbst sagte, daß der Löwe gerade aussieht, wie ein großer gelber Hund. (Will sich losreißen, die Briefe entfallen ihm und werden zertreten.) Au wei, au wei, nun haben Sie mir aber den abgerissen, Sie, suchen Sie mal, seien Sie so gut, sonst kriegen Sie's mit 'm Großherzog zu tun. Meinen Orden, meinen schönen Orden!

Schütze (läßt los): Ich habe, offen gestanden, keinen Orden gesehen. (Schart im Staub.) Oder sollte es das da sein, Deuwel auch, da ist er! (Hebt den Orden auf.) Meine Name ist Mamerow, es tut mir entsetzlich leid, entschuldigen Sie bloß!

Mankmoos: Vollständig zerschrammt! (Putzt ihn.) Sie Spucknapf Sie, wissen sie nu, was Sie sind? Sehn Sie mal, quer übern Großherzog sein Gesicht geht 'n dicker Strich. Haben Sie wenigstens eine Sicherheitsnadel bei sich?

Ein aufgeregter Schütze (drängt sich durch die Menge): Wenn der Mann 'nen Orden hat, hat er auch was Ordentliches zu bedeuten. Erst fangen wir den Verrückten wieder ein, und der Mann soll die Schützen führen. Seine Frau kann dann immer bei kleinem auch noch begraben werden. (Laut.) Schützen an die Gewehre!

VIERTES BILD.

Ein Budenplatz, rechts begrenzt von der Andeutung eines kleinen Karussels, links eine Schießbude mit lebensgroßen hölzernen Türken zu beiden Seiten des Einganges. Einige Krambuden sind in die Ecke gedrängt. Es dämmert. Man sieht Spuren, daß der Platz schnell geräumt ist. In der Ferne Drehorgelspiel, das sich langsam nähert.

Grude (noch immer in Gehrock und mit Zylinder, trägt ein großes Bündel unterm Arm, das Löwenfell. Er steht auf dem Platze

still, schaut sich um, rollt das Fell auf und hebt es mit beiden Händen hoch): Armer Schesar! Aber so geht's — wo keine Furcht bildet, muß ein Bild schrecken. Wer das stille sanfte Säuseln nicht hört, dem muß man mit Donnern und Hörnern ins Ohr trompeten. Dicke Kanonen sind zeitgemäß in dieser mäßigen Zeit. (Sieht sich um.) Sieh an, Schesar, wie sie vor dir davongescheest sind. Alles leer. Dein Herr, Schesar, machte in dieser kurzen Zeit ein paar Flaschen so leer, daß ihm geholfen ist, er hat vollen Trost für heute!

Er vertauscht seinen Zylinder mit einem Schlapphut, der am Boden liegt, zieht statt des Gehrockes eine leinene Jacke an, die er auf dem Tisch der Schießbude findet, rollt das Fell wieder zusammen und verstaut es im Innern der Schießbude unter dem Tisch.

Zwei Männer kommen vorsichtig um die Ecke und nähern sich der Mitte des Platzes, stehen still und horchen. Sobald sie aber die Töne hören, die Grude im Dunkel der Bude verursacht, laufen sie wieder zurück. Grude, wie er die Schritte der Laufenden hört, duckt sich und hält sich einige Zeit still. Indem kommt ein Dieb, der schwer an einem Bündel schleppt, das er einen Augenblick absetzt.

Dieb: Ich bin der ehrlichste Mensch von der Welt. Niemand hat was gesehen, und solange ich allein weiß, was geschieht, wer will dann sagen, was geschehen ist? Solange mein Ruf gut ist, kann ich mit mir zufrieden sein.

Stöbert umher und rafft aus den Buden allerlei Kram zusammen, bindet ein zweites Bündel, daß er am ersten mit einem Strick festknotet.

Grude rüttelt an einer der Figuren der Schießbude und wirft sie um. Der Dieb will entfliehen, kann aber die Bündel nicht mehr tragen und läßt sie endlich im Stich. Grude tritt heraus.

Ein Herr (will über den Platz gehen): Haben Sie nichts gesehen?

Grude (zeigt, wohin der Dieb gelaufen): Da ist er hingelaufen.

Herr (grüßt durch Hutabnehmen und kehrt schnell um): Danke sehr. — (Ab).

Grude wälzt die Bündel neben die am Boden liegende Holzfigur und bedeckt sie flüchtig, so daß man denken könnte, es läge ein Toter am Boden. Tritt, da man Schritte hört, in den Schatten der Schießbude.

Sabine (mit dem Wandervogel Susemihl).

Susemihl: Wollen Sie noch immer weiter, Fräulein Eberstein? O Gott!

Sabine: Haben Sie Angst, Herr Susemihl, Sie spielen ja gar nicht mehr auf Ihrer Laute?

Susemihl: Ja, aber nur, weil ich schieben muß und nicht, weil ich mich fürchte, nein gewiß nicht. Aber scheint es Ihnen hier ganz geheuer — ich meine Ihretwegen?

Sabine: Sehen Sie mal zu, was da liegt.

Susemihl: Wo, wo?

Sabine: Links vor Ihnen, ist es nicht eine Leiche?

Susemihl: Leiche? Lieber Gott, ja, da wäre es wohl das richtigste, ich liefe auf die Polizei um Hilfe.

Er läßt die Laute fahren und entweicht.

Sabine (allein auf dem Platz im Rollstuhl, sieht unruhig hinter sich und murmelt endlich): Lieber — lieber Teufel, komm und hilf mir — hilf — aber Kinder wollen wir keine kriegen.

Grude (tritt von hinten heran): Was er kann, kann ich auch, Sabine.

Sabine (hastig herum): Was willst du hier?

Grude: Helfen, Sabine, sei getrost. (Er zieht das Tuch von der Figur.) Hier sind keine Leichen. wir leben und wollen uns liebhaben. Hilfst du mir, so helf ich dir, Sabine.

Sabine: Woher wissen Sie, wie ich heiße?

Grude: Das sieht man, daß du Sabine heißt.

Sabine: Ich heiße aber anders, es geht Sie nichts an, wie.

Grude: Dann bist du eben meine liebe Sabine. Willst du nun den Löwen sehen?

Sabine: Ist da wirklich einer?

Grude: Wo Teufel sind, können auch Löwen sein. Ich glaub's, hilfst du mir glauben, so ist es so gut, als wäre er wirklich.

Sabine (schüttelt den Kopf).

Grude: Aber der kopflose Ohnehut hatte ihn schon im Leibe, den Löwen, und schon andere stecken voll von ihm — und wo war er? Weit weg und nur nah gedacht!

Sabine: Was soll ich auch mit ihm? (Die Drehorgel kommt näher.)

Grude: Hast du die Liebe des Löwen in dir, des guten Löwen, dem der Wüstenlöwe bloß die Majestät nachäfft, gegen den ein lebendiger Löwe bloß ein Affe ist, also des guten, wahren, einzigen, dann, ja dann . . .

Sabine: Was dann?

Grude: Dann sperrt er seinen Rachen in deinem Innern auf und frißt dich mit Haut und Haar und macht dich zum Teil seiner Majestät. Ohne Löwen, liebe Sabine, ist man lieb- und leb- und lustlos. Willst du mir nicht helfen, den Löwen zu hetzen, wo nicht den guten, so doch den Affenlöwen, auch genannt Kafferngewissen?

Frau Grude und Sedemund kommen.

Frau Grude (sucht und will vorbeigehen, als sie ihren Mann erblickt): Du — es heißt, du hast das Tier befreit; sie hetzen hinter dir her.

Sedemund tritt zu Sabine, damit die beiden anderen ungestört sprechen können. Sie mustert ihn verstohlen; er bekundet mit Gebärden seine Bereitwilligkeit, ihr gefällig zu sein. Man sieht seiner ungelenken Galanterie an, daß er von einer Art frommer Scheu befangen ist.

Grude (zu Frau Grude:) Sie sollen lieber den Löwen jagen, statt des Karnickels – – und was denkst du davon?

Frau Grude: Es sieht dir ähnlich genug, Grude.

Grude: Es ist auch richtig, soweit sie überhaupt recht haben. Wo geht ihr hin?

Frau Grude: Einerlei wohin – wir gehen gleich.

Grude: Kannst du mir sagen, wo sie sind, die mich hetzen?

Frau Grude: Sie gehen in Gruppen, einige kommen nicht weit hinter uns, andere sind zum Kirchhof; da, heißt es, hält sich der Löwe versteckt.

Grude (mit Blick auf Sabine): Wolltest du sonst noch etwas?

Frau Grude (schüttelt den Kopf): Ich habe nichts gegen sie, aber sie pomadisiert und parfümiert sich dazu — Reseda und Patschuli, ein gräßliches Gemenge.

Grude: Du hast recht: sie ist ein armes Ding, und weißt du, sie will wirklich nicht einmal Mutter werden. Sedemund soll für euch sorgen, solange der Spaß sich hinzieht.

Frau Grude: Für uns, sagst du, soll er sorgen?

Grude: Unbesorgt, er tut es gern, er wird euch hüten, wie ein himmlisches Geheimnis, das ihr seid, gehegt werden muß. (Er geht wieder zu Sabine).

Sedemund und Frau Grude ab.

Sabine: War das Ihre Frau?

Grude: Frau? Was gehen mich die Frauen an, liebe Sabine, was frag ich danach, frag du mich auch nicht.

Sabine: Sie wird mich umbringen.

Grude: Keine Angst, denk an den Löwen. Liebst Du den Löwen, so liebst du mich. Mich hat er im Rachen und beißt, und man weiß nicht, bin ich noch ich, oder schon er? Das ist das Lange und Breite von mir, liebe Sabine, so ist das wahre Leben, ein Freßprozeß, ein Verwandlungs- und Verdauungswunder, wer weiß, was sonst noch!

Eine Patrouille von drei Schützen kommt und macht Halt. Der Drehorgelspieler biegt um die Ecke, setzt die Orgel nieder, schneidet sich ein Stück Priem ab und schiebt's in den Mund.

Orgelspieler: Ach, ich kann mir denken, die Herrn sein hintern Lewen her.

Erster Schütze: Haben Sie vielleicht einen Mann im Zylinder und im schwarzen Rock gesehen – nicht?

Orgelspieler: Ja freilich, schon efter.

Erster Schütze: Aber heute Abend noch nicht, nicht wahr?

Orgelspieler: Hett'ch gewußt, es wird so eener gesucht, hett'ch uff'm acht gegäben. Aber was soll ich denn bestellen, wenn er mir noch vorbeerennt?

Erster Schütze: Was da bestellen! Er soll aufgehoben werden, er hat den Löwen losgelassen — er ist nicht bei Trost — zum Teil — nicht?

Grude: Wenn es einer mit einem Spitzbart war, so einen hab' ich laufen sehen, weiß Gott, wohin — — aber in der Richtung zum Kirchhof gewiß. Zylinder, das stimmt, in Schwarz auch, aber den Spitzbart kann ich nicht beschwören.

Erster Schütze: Was machen Sie denn hier?

Grude: Na, sehen Sie denn nicht? Ich fahre das Fräulein, das hier nämlich stehen geblieben ist, als alles ins Rennen kam.

Zweiter Schütze: Was bedeutet denn das da am Boden?

Grude: Nichts weiter als der zweite von den beiden, oder der erste, wie man's nimmt. Wenn Sie aber mal ein bißchen das Karussel verkundschaften wollen — was? Da im Dunkeln drückt sich was rum, hab ich schon ein paar Mal denken müssen.

Erster Schütze: Mir will nämlich auch vorkommen, als wiegt sich, das Gestänge mitsamt den ganzen Gäulen. (Zu Grude): Was meinen Sie?

Grude (deutet auf Sabine): Das Fräulein hat schon ein paarmal über die Schulter hingeschielt, und dabei bin ich auch scheu geworden.

Sabine (hält sich die Ohren zu): Ich höre ihn schon brüllen.

Erster Schütze: Ja, was machen wir da, nicht wahr? Marsch drauf los?

Zweiter Schütze (bedächtig): Patronen haben wir wohl bloß ein paar mit? Habt ihr welche, gebt mir was ab.

Dritter Schütze: Mein Gewehr ist geladen, aber weiter kann ich keinen Schuß tun.

Erster Schütze: Ich auch nicht.

Sabine: Wenn geschossen wird, krieg ich Krämpfe, ich höre deutlich Schnaufen und Scharren.

Zweiter Schütze: Leute, ich will euch was sagen: soviel Schützenkurage, wie zum Löwenschießen zu gehören scheint, hab' ich nicht. Dann häng' ich lieber den grünen Rock an den Nagel. Macht, was ihr wollt, ich will keine Komödie spielen.

Erster Schütze: Schäm dich, sowas sagst du so ruhig und grade raus? Nicht? Ich werde Ihr Verhalten vorbringen, das lassen Sie sich gesagt sein. Kein Schützenbruder kauft mehr bei dir, das sollst du merken.

Zweiter Schütze: Ich trete aus. Blas deine Töne selber, ich blas nicht mit, und niemand kann verlangen, daß ich in die Posaune stoße, wenn ich dazu keine Puste habe. Wenn das Fräulein mit will, gut und gern, dann will ich sie heil heimbringen, sonst geh ich allein.

Sabine (schüttelt den Kopf).

Zweiter Schütze ab

Grude: Das sag ich auch, wenn man schon Angst hat, soll man's wenigstens verhehlen.

Erster Schütze: Ein ordentlicher Schütze soll überhaupt keine Angst haben, nicht?

Grude: Brav gesprochen, und was denken Sie nun zu tun?

Erster Schütze: Mit meinen zwei Gewehren kann ich den Gegner nicht angreifen. Worum sich's noch handelt, ist einzig und allein, ihn festzustellen.

Orgelspieler: Wie wärsch denn, wenn Se mich mit meine Orgel rinpfeffern lassen täten? Wenn ich de Kurbel riehre, das verträgt die Karnallje nicht, da kenn' Se Gift druff nähm.

Grude: Ich glaube, er hat recht.

Sabine: Ich auch.

Erster Schütze: Ich auch. Dann marschieren Sie mal zu und lassen Sie Ihre Donner los, nicht?

Orgelspieler (spuckt aus): Na eener von die Herrn Schitzen wird mir doch's Geleite gäben tun?

Beide Schützen: Gewiß, versteht sich. (Sehen einander an.)

Orgelspieler: Na, denn marsch annawang! (Dreht um und marschiert mit Musik gegen das Karussel.)

Die Schützen gönnen einander den Vortritt so sehr, daß schließlich keiner mitgeht. Vor dem Karussel steht der Orgelspieler still.

Orgelspieler: Se kenn nu ganz ruhig nachricken, hier is nischt drin zu sähn, als was allemal drin is.

Erster Schütze: Ich wußte es von vornherein und hab' gleich nicht geglaubt, daß was anderes dabei herauskäme, nicht?

Dritter Schütze: Ich auch.

Sabine: Ich auch.

Grude: Und ich wette, der Mann hat's selbst nicht geglaubt, wo will der soviel Kurage herkriegen!

Erster Schütze: Wenn Sie wissen, daß da kein Löwe ist, warum machen Sie uns hinterher scharf auf das Tier, nicht?

Grude: Wenn Sie glauben, daß da keiner ist, warum gehen Sie nicht heran? Was werden Sie alles über Ihren anderen Kameraden reden; hat er nicht mehr Mut gezeigt als Sie, denn er blieb so lange ruhig da, bis sein Spiel aus war – er glaubte an den Löwen.

Erster Schütze: Ich auch, damals dachte ich auch, es säße was drin.

Dritter Schütze: Ich auch, damals dachte ich's auch.

Sabine: Ich auch.

Orgelspieler (kommt heran): Und ich, ich gloob's noch! Ich wollt die Herrschaften und das Freilein nur nich erschrecken, darum hab' ich gesagt, ich seh nischt, aber geheert hab ich doch was, denn in'n Dustern da kann eener immer besser heern als sehn, sehn Se. Da is een dichtger Zahn an der Orbeet, das glooben Se man, da frißt een Maul, dem's eenerlei is, ob es uff Knochen oder Fleesch beißt. Das Freilein hat schon ganz recht geheert. (Zum ersten Schützen): Na, gehn Se man ran, das kann Se nu nich vill mehr schaden, er hat's Maul voll und wird nicht gleech den Zweeten anbeißen.

Die Schützen sehen sich an, der Orgelspieler zwinkert Grude zu.

Grude: Ja, wenn Sie's sagen, muß ich's, mag ich mögen oder nicht, doch wohl glauben.

Sabine: Ich auch.

Dritter Schütze: Ich auch.

Erster Schütze (faßt sich ein Herz und geht halbwegs zum Karussel, kehrt schnell wieder um): Ja, die Sache hat ihre Richtigkeit, ich habe den Löwen festgestellt. Er liegt im Dunkeln, ich habe sogar seine feurigen Augen funkeln sehen. Man riechts auch.

Grude: Ganz wie Patschuli und Reseda, ich riechs auch.

Orgelspieler: Ich ooch.

Sabine: Ich auch.

Der Besitzer des Karussels, einen Wassereimer in der Hand, sauersehend, kommt gemächlich gegangen. Wie er die gestürzte Holzfigur sieht, setzt er den Eimer ab und richtet die Figur auf.

Karusselbesitzer: Gehen Sie ruhig nach Haus, der ganze Halloh hat sich da hinten hingezogen. Nach dem Kirchhof zu, und Polizei ist auch schon da, Gott sei Dank, und nicht zu knapp. (Will zum Karussel.)

Erster Schütze: Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie sich einer Lebensgefahr aussetzen, wenn Sie näher herantreten. Ich bin nämlich nahe beigewesen und habe mich überzeugt, daß der Löwe auf der Lauer liegt, nicht wahr?

Besitzer: In meinem Etablissemang? (Greift nach dem Eimer) Denn wird's die höchste Zeit, daß aufgeräumt wird. (Betritt das Innere des Karussels und beginnt zu kramen. Hinter den Pferden hervor): Wenn das eine Überzeugung von Ihnen selbst ist, wovon Sie überzeugt sind, dann möchte ich das Zeugungsglied sehen, das Sie bei der Zeugung strapaziert haben.

Grude (faßt die am Boden liegende Gitarre und zupft unharmonische Töne):

Da war ein Schweineigel — Schweineigel — drin
Und fraß Freßreste, Spickaalköpfe und wer weiß was.
Wer hat sein Löwenauge funkeln sehn?
Wer sah mit Mut die Stachelmähn' im Dunkeln wehn?

Sabine lacht, der Orgelspieler dreht ein Paar Male die Kurbel.

Grude:

Die Ohren auf und frisch!
Die Klimperdose gezwackt.
Die Nasen zu, wenn das
Schützenherz in die Hosen sackt.
Ihr wißt: der Schütze ist kein Frosch,
Sondern ein Ritter ohne Furcht und zang Reprosch,
Freßreste, Spickaalköpfe stinken stark,
Doch hat Odör und Duft des Schützen Mark und Quark.

(Zum ersten Schützen): Mensch, riechen Sie noch nichts? Es stinkt, Mensch, aber nicht mehr nach Löwen, sondern menschlicher. Werden Sie Ihr Verhalten auch vorbringen, soll ich's noch einmal bebänkelsängern?

Sabine lacht, Orgelspieler dreht.

Erster Schütze: So was ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht passiert, nicht?

Dritter Schütze: Meinst du, mir?

Erster Schütze: Wollen wir den Kerl wohl verhaften, Bruder?

Dritter Schütze: Na, weißt du, Bruder, der Kunde hat ein Löwenmaul, und wenn die Sache zum Schwur kommt, leckt er uns leicht das Fleisch von den Knochen. Da laß die Hand lieber los! Was der da in seiner Dummheit gedröhnt hat, hab' ich mir in meiner Dämlichkeit auch schon öfter gestanden. Ich will mal genau zuhören, was ich mir selbst rate, ob ich den grünen Rock nicht auch an den Nagel hänge. (Geht ab.)

Erster Schütze (ruft hinterher): Dein Verhalten wird auch vorgebracht, verstehst du? (Zu Grude): Mit solchem Käsehöker, wie Sie, lohnt es nicht, sich einzulassen. Also kehrt marsch! (Ab).

Grude (zum Orgelspieler): Sie geborener Löwenjäger Sie! Verraten Sie das Fräulein nicht; es fährt flott mit auf die Löwenjagd und fühlt sich im Schutze Ihrer Donnerbüchse wohlbehütet. Leisten Sie uns also lustig Ihren Beistand.

Er schiebt Sabine vorwärts, der Orgelspieler spielt und so ziehen sie zusammen ab.

V. BILD.

Kirchhof. Platz vor dem Sedemundschen Erbbegräbnis, gleichsam einer Prunkvilla für die Toten des Geschlechts. Links schneidet eine zaunartige dichte Hecke ein Stück Kirchhof ab, der Kerichtplatz des Kirchhofes, der Begräbnisplatz der Selbstmörder. Der junge Sedemund und Frau Grude.

Der junge Sedemund: Ich denke denn doch, schließlich klingt alles im All zum schönsten Ohrenschmaus zusammen — nur der Rest ist Schweigen.

Frau Grude: Der Rest?

Der junge Sedemund: Ja, der Rest gehört doch auch dazu, die Pause, die Atem- und Schöpfungspause, die Höhlen des Nichts, die das herrliche Was gliedern. Solch ein Rest ist mein Onkel, ein Schweigen im All, trotz der Münterkeit seines Mundwerks, eine Pause — und — mein Vater, wer weiß, vielleicht klagt's, klingt's oder klappert's bei ihm irgendwo und kündigt Besseres.

Mankmoos, sich fortwährend umsehend, stolpert atemlos heran. Frau Grude tritt abwartend ein wenig zurück.

Mankmoos (hält sich an Sedemund fest).

Sedemund: Mann, was ist Ihnen?

Mankmoos (starrt ihn blöde an): Mann? Meinen Sie mich?

Sedemund: Na, wenn es sonst nicht stimmt, sind sie doch der Mann von Ihrer toten Frau; warum drücken Sie sich so dicht an mich?

Mankmoos: Sie hetzt mich hin und her.

Sedemund: Hetzt, wer hetzt?

Mankmoos: Sie, von der Sie sagen, sie wär tot. Ich höre hier Schritte und da Schritte und wenn ich umschau — —

Sedemund: Dann ist es Ihre Frau?

Mankmoos: Sie geht um — immer um mich herum, wer sollte es sein, wenn sie es nicht wäre? Wenn da nichts ist, was doch was ist, dann denk ich, sollte lieber der Löwe da laufen. (Erblickt Frau Grude, erschrocken): Was — will — die — die — da?

Sedemund: Es ist Frau Grude — Mensch, machen Sie Ihre Augen auf.

Mankmoos: Aber was will sie von mir? Meine Frau hat mir alle Kinder auf'n Hals geladen, und da sitz ich nu mit zu und kann zusehen, wie sie zu Gange kommen; und von wem soll ich selbst was für mich kriegen?

Frau Grude: Hier scheint sich auch so ein Rest aufzutun, Herr Sedemund, wie können die armen Kinder dafür büßen müssen, daß ihr Vater so ein Rest von einem Mann ist?

Sedemund: Es wundert mich doch, daß seine Gedanken sich in Form und Gestalt seiner Frau fügen. Ein Rest merkt nichts. Sehen Sie, da ist sie. (Spricht zu Mankmoos Entsetzen in die leere Luft): Ja, Frau Mankmoos, es kommt alles in Ordnung, und die Kinder sollen nicht verkümmern. Frau Grude verspricht es auch. Frau Mankmoos, lassen Sie ihren Mann nun in Frieden. (Zu Mankmoos): Sagen Sie ihr, daß Sie für Ihre Kinder sorgen wollen, sprechen Sie, aber laut.

Mankmoos bebend: Ja — Line ja — ich will ja, laß mich man machen. Grete soll gleich ein gutes schwarzes Kleid kriegen.

Sedemund: Sie winkt, kehrt zufrieden um — und nun ist sie fort. Sie sind den Geist los, Mankmoos, aber denken Sie daran, daß sie Frieden findet. Sie gehen nachher mit mir, ich will sehen, was ich für Sie tun kann.

Mankmoos wankt hinter die Selbstmörderhecke.

Sedemund: Da ist das Abseits, wo die Selbstmörder liegen — in ungeweihter Erde; ein Wort, das wider uns aufstehen will, wie der Geist von Mankmoos' Frau wider ihren Rest von Mann.

Sie gehen zusammen nach hinten uud verschwinden. Grude mit Sabine und dem Orgelspieler kommt.

Grude: So, hier sei Sabine als Lamm dem Löwen preisgegeben. (Zum Orgelspieler) Und Sie halten hier aus und hüten das Lamm — — ich — er zieht den Rock aus und legt den Hut ab — ich, in Hemdsärmeln, trete in Löwenhalter Candidos Dienste und laufe dem Entlaufenen nach.

Orgelspieler: Und mit die Possen, die heite passieren, wer'ch mich als alter Mann noch bei junge Mächen wichtig machen.

Grude in Hemdsärmeln verschwindet hinter dem Erbbegräbnis.

Gierhahn und Ehrbahn mit Gewehren.

Gierhahn: Irgend wen muß ich kalt machen, wenn nicht den Kutscher Karl, den Lumpen, so wenigstens das Luder, den Löwen.

Ehrhahn: Du gehst zu unvorsichtig drauf los, Bruder Gierhahn, wir sollten leiser sein.

Orgelspieler: Ja die Herrn därften gern leiser laufen, denn, ob mer hier Lumpen sein oder Luder, den Leewen is', weeß Gott egal, der frißt die Luder so gern wie die Lumpen, for den, wie for'n lieben Gott, sein mer alle gleech.

Gierhahn: Hallo! Das Fräulein im Fahrstuhl, wie geht das zu?

Sabine trocknet Tränen und schaut dankbar auf.

Orgelspieler: Das arme Mächen, ihr Fihrer is forn Leewen fortgemacht — nu, da wußt ich gleech, for was mich Gott hat glücklich bis daher leben lassen — das wern die Herrn Schitzen verstähn,daß sich fir Schitzen und orme Orgeldreher nichts Besseres begäben kann, als so een krankes gutes Kind zu hiten, nich wahr, meine Herrn?

Gierhahn: Wollen sie denn den Löwen zu Tode orgeln? Machen Sie Platz, Mensch — wo ist er denn?

Orgelspieler: Sein Se nich beese, daß ich aus eenen Orgeldreher un zwee Schitzen eenen Mundvoll mache. Wo der Leewe is? Ja, der is nich gar so weit weg, wenn eener den Herrn Obergehilfen von'n Löwenhalter trauen därf, der'n da hinten in de Bische nachpirscht, das is een ungeheier mutiger Mensch, sehn Se, aber freilich, er is auch den Umgang mit die Ungeheier geweent.

Gierhahn: Ich frage nicht nach dem Löwenfänger, ich frag nach dem Löwen!

Orgelspieler: Schießen Se bloß nich bums los, wenn Se was Weißes sehn, das sein nämlich den Herrn Obergehilfen seine Hemdärmel. Der Leewe hat keen Hemde angezogen. Nich wahr, Freilein, da driben in de Bische, da is er rin?

Sabine: Ja, aber daß der Mann so sehr mutig ist, meine ich nicht. Er mußte sich immer bloß den Schweiß abtrocknen. Und Sie selbst bekreuzigen sich ja jedesmal, wenn ich nicht so genau hinsehe; Sie sind wohl katholisch? (Zu Gierhahn): Ach, lieber Herr, lassen Sie mich nicht wieder mit ihm allein. Hören Sie mal: (Gierhahn beugt sich herab, leise) Ich hab' ihn huschen hören und dann die große Spur auf dem Sand war greulich anzusehen.

Orgelspieler: Das Schrecklichste an den Leewen is seine Schnellleifigkeit; wissen Se noch, Freilein, wie er ibern Weg wischte? Eeen Husch — und rin in'n Busch.

Sabine: Ja — ja.

Orgelspieler: Und wie Ihr Fihrer ihn in die Geleifigkeit zu iberbieten dachte — weg wie der Wind und — blaß wie'n Blitz.

Sabine: Stellen Sie sich vor mir hin, und wenn er kommt, dudeln Sie tüchtig zu, daß ich's Schießen nicht höre.

Orgelspieler stellt sich vor Sabine.

Gierhahn: Gehn Sie da weg, ich habe die Verantwortung, und mit Ihren vermaledeiten Veranstaltungen locken Sie bloß das Tier an.

Orgelspieler: Immer besser, sagte der Floh, da fing er uff den linken Schinken an zu hinken. Denn geh ich bei Sie.

Stellt sich zu Gierhahn.

Gierhahn: Den Teufel sollen Sie, scheren Sie sich schnellstens davon!

Orgelspieler: Se meenen, ich soll de Landschaft mit meine liebliche Abwesenheit verscheenen?

Gierhahn: Genau das, Sie sollen Luft hinlassen, wo Sie sind.

Orgelspieler: Ooch recht, denn bin ich woll hinter die Wand weniger im Wege. Nur noch'n kleenen Tusch zum Abschied geschmettert.

Orgelt und marschiert gegen die Selbstmörderhecke. Ehe er verschwindet, erscheint, aufgescheucht, nach Luft schnappend, der geängstigte Mankmoos.

Orgelspieler: Halten Se sich nich uff, Mensch, oder der Leewe beißt Se in'n Hintern.

Gierhahn (schreit ihn an): Verdammtes Hasenbein, ich schieß dich durch deine Gedärme — sag' was hast gesehn?

Mankmoos (wirbelt mit den Händen, weiß nicht, soll er vor oder zurück): Huh, Schesar, bist brav, brav, brav.

Ehrbahn: Schieß nicht, Bruder Gierhahn, schieß nicht, wenn du mich lieb hast.

Gierhahn: Der Schuß muß raus, nochmal: eins, zwei, drei, wo ist er? (Hebt das Gewehr.)

Grude (von hinten): Nicht schießen, Leute, ich muß ihn lebendig liefern — er ‚hockt hinter der Hecke — scheucht ihn her, schreit, aber schont sein Leben.

Gierhahn: Schonen, Sie Affenschwanz! (Schießt aufs Geratewohl in die Hecke) Das war dumm — Bruder Ehrbahn, dein Gewehr her, und halte meins. (Vertauscht die Gewehre und springt hinter die Hecke.)

Orgelspieler (zu Mankmoos): Brillen Se, Mann, zeigen Se de Bestie den Meisterbriller, sonst is Ihr Balg bald een Leewenbutterbrot — — da, da, da schlupft er durch die Dannen, da wutscht er hin wie de wilde Wut!

Grude: Schreit, Leute, schreit.

Verwirrung, Geschrei.

Ehrbahn: Bruder Gierhahn, Bruder Gierhahn, zu Hilfe, zu Hilfe!

Gierhahn (bricht wieder durch die Hecke).

Orgelspieler: Platz gemacht forn Keenigschuß. Er blutet schon, Herr Schießmeester, noch so eens uff das verflixte Fell! Der Leewenteter soll leben!

Grude versteckt sich wieder.

Gierhahn: Es war Zufall, Leute, aber da war so was wie ein schneller Schatten — — — jetzt . . .

Ehrbahn: Nicht zu dreist, Bruder Gierhahn, denk daran, daß diese Tiere wütend werden, wenn sie verwundet sind.

Orgelspieler: Uff de linke Hinterpfote gelähmt, Herr Feierhahn. links gelähmt, da wird er keene rechten Springe mehr machen, Der Herr Obergehilfe is gleich wie'n wietender Windhund uff de Spur geglitten.

Gierhahn geht spürend umher.

Schuß und Lärm haben Leute herbeigelockt, von hinten erscheinen Sedemund und Frau Grude, durch den Kreis der Umstehenden bricht Wachtmeister Lemmchen.

Lemmchen (zum Orgelspieler): Kommen Sie ran! Sind Sie an dem Unfug beteiligt?

Orgelspieler: Man unverfänglich, Herr Obachtmeester. Aus mei'n Leierkasten kommen woll ooch beschissene Tene, aber keene Flintenschisse. (Zeigt auf Ehrbahn.) Wenden Se sich gitigst an den Herrn Gewehrinhaber.

Lemmchen (nimmt das Gewehr Ehrbahns und richt an der Laufmündung): Mit diesem Gewehr ist soeben geschossen worden, warum ist aus dem Gewehr soeben geschossen worden?

Gierhahn (tritt heran): Ich habe dem Löwen eins aufs Fell gebrannt, Herr Wachtmeister. Es ist mein Gewehr.

Lemmchen: Sind Sie nicht Herr Gierhahn, Herr Gierhahn? So, das ist mir recht lieb, es stimmt also mit dem Löwen?

Gierhahn: Vollkommen, Herr Wachtmeister, verlassen Sie sich auf mich. (Zu Ehrbahn) Nicht wahr, Bruder Ehrbahn, wir zwei sind Herrn Lemmchen Zeuge genug?

Lemmchen: Ach, Herr Ehrbahn, ich erkannte Sie nicht sofort, hätten Sie nur gleich Ihren werten Namen genannt. So, so, da wollen wir ein patentes Protokoll aufsetzen. Alles nach der Reihe. Zuerst muß ich verhüten, daß alle diese Leute sich in der Gefahrzone verstreuen. (Laut) Sie bleiben alle hier versammelt und fügen sich Herrn Gierhahns Vorschriften, verstanden? Keiner verläßt den Platz, bevor ein Schutzmann kommt.

Orgelspieler: Ich fihl mich in Herrn Feierhahns Schooße so sicher wie in Abraham seinen.

Lemmchen: Herr Gierhahn ist mit obrigkeitlicher Gewalt ausgestattet. Wer etwa noch vorbeigeht, für den gilt der gleiche Befehl. (Zu Gierhahn.) Ich schicke alle, die mir begegnen, hierher, und alle müssen sich bei Ihnen melden.

Gierhahn (zu Sedemund und Frau Grude): Nicht aus dem Kreis treten! Alle auf einen Haufen hierher!

Sedemund und Frau Grude heran. Lemmchen ab.
Der alte Sedemund und Onkel Waldemar mit Kränzen.

Onkel Waldemar: Hä Gie'hahn, Sie glauben gar nicht, wie ich mich über Ihr Glück fweue. Gwatuliere, gwatuliere! Sie sind sonder Zweifel der Held des heutigen Tages! (Schütteln sich die Hände.)

Gierhahn: Danke ergebenst, Herr Sedemund. Wenn Sie mit Ihrem Herrn Bruder zum Grabe gehen, tun Sie gut, sich nicht mehr als nötig zu gefährden. Kommen Sie gleich zurück.

Onkel Waldemar: Pietät, Hä Gie'hahn, waltet ohne Pwüfung der Gefahr. (Zeigt auf den alten Sedemund.) Eine Wallfah't zätlichen Gemüts zum Gwabe seines Glücks.

Sie gehen zum Erbbegräbnes. Onkel Waldemar schließt auf und steckt den Schlüssel wieder ein. Der junge Sedemund tritt herzu.

Der junge Sedemund: Geht das so geschwind, Vater — hui hinein und hui hinaus?

Der alte Sedemund: Ja, mein Junge, Eile ist uns anempfohlen, aber wir hasten nicht.

Onkel Waldemar: Ein schmäzlicher Seufzä, Gähadd, soll das Andenken der Guten heute heiligen.

Der junge Sedemund: Soll der Seufzer das, seufzest du auch?
Onkel Waldemar: Gähadd, könntest du nicht wenigstens am Gwabe deiner Mutter weniger gehässig mit mir ueden?
Der junge Sedemund: Ja, da steht der Sarg, ach Gott, Mutter, nun kommen sie mit Kränzen, um dein Andenken zu heiligen.
Onkel Waldemar: Eins muß ich dich bitten, einzusehen, Gähadd, daß die gwoße gegenwätige Menge nicht dä schickliche Hintägwund für die von dir däart beliebten Anfälle bildet. Spwich leiser, Gähadd.
Der junge Sedemund (tritt in den Eingang und steht gleichsam als Torhüter da, leise): Bleib draußen stehen, Onkel Waldemar, auch du, Vater, hast deine Füße nicht abgetreten und willst in ein so stilles sauberes Gemach, der einzige Erdenwinkel, gehen, der meiner Mutter geblieben ist?

Er hat nach und nach wieder lauter gesprochen, die Leute sind aufmerksam geworden und unmerklich näher getreten.

Der Orgelspieler (dreht einige Töne).
Der alte Sedemund (nimmt den Kranz aus der rechten in die linke Hand und fährt sich mit der Hand übers Gesicht).
Der junge Sedemund: Gott, Vater, ich glaubte, du wolltest dich mit der Faust vors Gesicht schlagen! (Er tritt beiseite und läßt den Eingang frei.)
Onkel Waldemar: Bwuder, spwich ein Wort zu Hän Gie'hahn, ä ist ein edler Mann und wird dich vor dem Stein dä Schande, den dein Sohn gegen dich ähebt, schützen wollen.
Der alte Sedemund (sieht sich um und überfliegt die Menge mit den Augen, dann kehrt er sich ab; er ist scheinbar im Begriff, ins Grab zu treten, zaudert aber und bleibt stehen).
Onkel Waldemar: Bestä Hä Gie'hahn, nicht wah', Sie fühlen mit mir, daß vor soviel Augen und Ohwen die Auspwache bei unsäm Äbbegwäbnis katast'ophal sein muß.
Gierhahn: Wir wollen zurücktreten, Leute. Stellt euch hier dicht an die Hecke heran, drängt euch nicht zu Dingen, die euch nichts angehen.

Man stellt sich ein wenig weiter weg längs der Selbstmörderhecke auf.

Der junge Sedemund: Wenn es nach priesterlicher Grundgerechtigkeit ginge, Vater, müßte Mutter nicht auch hinter jener Hecke liegen? Das nennst du nun meine so echt Sedemundsche Formel, die nicht umzubringen ist und zäh wie Zunder glimmt?
Onkel Waldmar: Höwe ich wecht, Bwuder, und ich höhte bisher nicht nur gut, sondern västand auch meine Folgewungen zu finden, höwe ich wecht, so ist Gähadd dwauf und dwann dem Sarg der Seligen in unserm hälichen Äbbegwäbnis das

Wecht auf seinen Platz zu bestweiten. Bwuder, dein armer Anblick macht mich zittän, obgleich dein Häz es sich nicht väsagen will, selbst hewanzutweten, laß mich für dich hingehen, gib mir den Kwanz, um ihn als kummervolle Klage über den Sohn dä Mutter zu bwingen.

Gierhahn: Seid froh, Männekens, daß dies nicht Eure Familiengrube ist. Vor solcher Familie kann einem grausen, die solche Greuel nicht rechtzeitig eingraben kann. Ihr hört hier hinten auch, was da unter ihnen hübsch öffentlich vorgeht und geheim bleiben sollte.

Der alte Sedemund (wehrt Onkel Waldemars Anerbieten ab und geht selbst langsam näher zur Grabtür. Dann dreht er sich, ohne einzutreten, plötzlich um und ruft): Was steht ihr da, geht und gafft wo anders!

Gierhahn: Herr Sedemund, gehn sie ruhig hinein, raffen Sie sich eine Kleinigkeit von gutem Gewissen zusammen, dann geht's noch mal.

Onkel Waldemar: O Hä Gie'hahn, Sie sollten sich auch ein Familiengwab gwünden, wo Sie däeinst Ihren Sohn beisetzen können. Dä gute Schaukelstwick hat schon alle Lust an dem Kinderhandel verloren, wie er mir soeben selbst ganz hübsch öffentlich anvätwaute. Ganz wecht, Schau—kel—stwick — Kin—der—han—del, Handel für Geld um Ihr ei—ge—nes Kind, Hä Gierhahn!

Der Orgelspieler rührt die Kurbel.

Gierhahn: Kinderhandel? O Herr Sedemund, wenn ich Sie wäre und wünschen müßte, Ihren Fall hinter einem andern Fall zu verstecken, würde ich kein solches Ungetüm heranzerren, das doch den Deubel niemand für lebendig hält. Also Kinderhandel — gut! Doch wie geht's nun bei Ihrem Fall weiter?

Lemmchen erscheint im Hintergrunde.

Onkel Waldemar: Sä fweundlich, mir das Wort zu vägönnen, Hä Gie'hahn! Denken Sie vielleicht noch an das solenne Fwühstück im „Äbgwoßhäzog", wo wir uns wechselseitig allälei kuwiose und vätwauliche Konfidenzen machten? Sie als Fuhrhä schossen den Vogel von der Stange äb. Ach, Sie wissen doch, wenn Ihwe Lastwagen auf die Stadtwage fahren — dann, na besinnen sie sich bitte — zwischen das zweite und dwitte Fuder legen Sie Ihwe bewühmte Buttelpause ein und hintehä, was wissen denn die vollen Häzen davon, ob das zweite Fuder schon schön gewogen ist odä nur gwade auf die Wage gegangen — und na,

das zweite wird dä Sicherheit zuliebe — doppelt gewogen und angekweidet, alles wegen dä Buttelpause, und bei Leibe nicht zu Ihwem Schaden. Ach, Hä Gie'hahn, wir wawen ja alle so selig über solchen Geschäftsspaß! Und wie geht's nun mit Ihnen weiter, immer lustig weiter, möcht ich meinen, bei einer so hübsch öffentlichen Gelegenheit, was?

Der Orgelspieler dreht die Kurbel.

Gierhahn: Was hat das alles mit der Öffentlichkeit zu tun, Herr Sedemund? (Sieht sich um.) Herr Wachtmeister Lemmchen!

Onkel Waldemar: N' Abend, Hä Lemmchen, haben Sie auch schon vom Gie'hahnschen Kinderhandel gehört?

Lemmchen: Meine Herren, meine Herren — — ich sollte denken, daß das alles wohl nicht partu Privatangelegenheiten sind, aber doch hier heute abend nicht hergehören. Alles nach der Reihe! Was geht denn da am Grabe vor?

Der junge Sedemund: Herr Lemmchen, mein Vater verbeißt sich drauf, aus Barmherzigkeit, aus allgemeiner Menschenbrüderlichkeit und anderen Bedenken eine hochherzige Stiftung zu begründen. Da liegt hinter der Hecke in ungeweihter Erde so mancher elende Erdenbürger bestattet. Mit dem Genaueren will ich Ihre Geduld nicht ermüden, kurz, mein Vater will auf jedes dieser verwahrlosten Gräber ein bescheidenes Steinchen stellen. Er wird sogleich gehen und ein Auge auf den Anger werfen, nicht wahr, Vater? Wolltest Du nicht hingehen und die Gräber zählen? Oder willst Du vorher — deinen Kranz niederlegen?

Der Orgelspieler dreht die Kurbel.

Der alte Sedemund (schaut umher, alles hält den Atem an. Dann wendet er sich jäh an Onkel Waldemar): Hast Du nicht den Schlüssel bei dir? Es wird abgeschlossen.

Onkel Waldemar (flüsternd): Bwuder, wenn dä Kwanz nicht an seinen Platz kommt, wird unsä Ansehn am Ort begwaben werden. Denk dawan. Geh hin und wieder her, beiß in den Bart!

Der alte Sedemund (heftig): Den Schlüssel! Glaub mir, wenn ich's könnte, täte ich's doch nicht, ob ich's also nicht kann oder warum ich kneife, macht keinen Unterschied — — da halt den Kranz. (Er gibt den Kranz, empfängt den Schlüssel, dreht um, schließt ab und steckt den Schlüssel ein. Schreitet dann, während man vor ihm zur Seite weicht, auf die Selbstmörderhecke zu. Es erhebt sich ein Gemurmel. Onkel Waldemar folgt ihm und sucht ihn zu halten.

Onkel Waldemar: Bwuder, bist du bei Sinnen? Willst du wirklich diesen Büßerweg gehen?

Der alte Sedemund (bleibt stehen und zuckt die Achsel): Ich weiß wirklich nicht, warum ich es nicht sollte, aber wenn du es besser weißt, will ich es lassen. Die Steine mögen zu stehen kommen, wie mein Sohn in meinem Namen — hübsch öffentlich angeordnet, ohne daß ich widersprochen habe.

Onkel Waldemar: Hättest du nur widäspwochen!

Der alte Sedemund (für sich): Widersprochen, wieso, wer dachte an Steine, als von Steinen die Rede war! Wie vielerlei zugleich in Waldemars Kopf geht, ist großartig.

Lemmchen: Meine Herren, diese Sache, die wie eine persönliche Privatsache aussieht, sei nun abgetan. Ich kann Ihnen leider nicht länger Zeit dabei lassen. (Laut.) Alle Anwesenden begeben sich aber einstweilen in die Kapelle, da sind die Bildhauer bei Licht an der Arbeit, wie ich eben sah, also alle Mann! mit mir marschiert!

Er geht voran, alle folgen bis auf den Orgelspieler und Sabine, Frau Grude zögert.

Orgelspieler (dreht die Kurbel, schüttelt den Kopf): Von dem Pläsier hätt'ch mir mehr Vergnigen versprochen — na, wie hats denn Sie gefallen, Freilein?

Sabine: Ich bin in der Welt noch zu wenig herumgekommen, wissen Sie, ich weiß gar nicht, war es lustig oder traurig.

Frau Grude kommt eilig und beginnt den Rollstuhl mühsam in der Richtung der Kapelle zu schieben. Da springt aus dem Gebüsch Grude und umfängt sie von hinten. Sie erschrickt und will sich wehren, läßt aber, nachdem sie ihn erkannt, geschehen, daß er sie herzhaft und ergiebig abküßt. Man hört Schritte und er springt wieder ins Dunkel.

Ein Mann: Herr Wachtmeister Lemmchen schickt mich, er hat schön gescholten, daß niemand den Rollstuhl schiebt. Ich soll ihn holen — wer war denn da der Mann in Hemdärmeln?

Frau Grude: Der Mann? Das war nur mein verrückter Mann.

Der Mann: Also flink fort, ehe uns der Löwe frißt.

Alle ab.

Bernhard Bernson:

DADAISTENWITZ

Aus dem Aufsatz und Aufruf „Der Kunstlump" von Wieland Herzfelde und George Grosz in der „Pleite":

Was soll der Arbeiter mit Kunst?

Wo er stündlich um seine primitivsten Lebensbedürfnisse kämpfen muß, wo er unter den zerrütteten Verhältnissen fiebert, in denen er seine Kameraden, seine Familie, alle seine Mitstreitenden dank der bürgerlichen Blutsauger und geschwollenen Besitzkröten dauernd versinken sieht, und sich schuldig fühlt jeder Minute, die er nicht damit zubringt, diese Welt aus den Schleimfängen des kapitalistischen Systems zu befreien.

Wo er unaufhörlich die Augen aufreißen muß, um den Verbrechen, den Schlichen, den Hintergehungen, den Umbiegungen, den Verleumdungen, mit denen die bürgerliche Gesellschaft sein Rettungswerk zu vernichten sucht, zuvorzukommen.

Wo er dauernd dem Kapital, das auf jede Weise die Stabilisierung der Ausbeutung ersinnt und ausführt, entgegentreten muß. Wo er die Ebert mit den Kapp und Mannerheim verhandeln und die Revolution verkaufen sieht.

Wo er die Bildung im Bunde mit den Ludendorffs Handgranaten werfen sieht.

Was soll der Arbeiter mit der Kunst, die ihn trotz aller dieser erschreckenden Tatsachen in eine davon unberührte Ideenwelt führen will, vom revolutionären Handeln abzuhalten versucht, die ihn die Verbrechen der Besitzenden vergessen machen will und ihm die bourgeoise Vorstellung einer Welt der Ruhe und Ordnung vorgaukelt? Die ihn also den Klauen seiner Zerfleischer ausliefert, statt ihn aufzupeitschen gegen diese Hunde!

Was soll der Arbeiter mit dem Geiste der Dichter und Denker, die angesichts all dessen, was ihm den Lebensatem abschnürt, keine Verpflichtung fühlen, den Kampf gegen die Ausbeuter aufzunehmen?

Ja, was soll den Arbeitern die Kunst? Haben die Maler ihren Bildern die Inhalte gegeben, die dem Befreiungskampf der arbeitenden Menschen entsprechen, die sie lehren, sich zu befreien aus dem Joch tausendjähriger Unterdrückung?

Sie haben die Welt trotz all dieser Schande im beruhigenden Lichte gemalt. Die Schönheit der Natur, den Wald mit Vogelgezwitscher und Abendsonnenschein! Zeigt man, daß der Wald in den schmierigen Händen des Profitmachers ist, der ihn meilenweit als sein Privateigentum erklärt, über das er allein verfügt, der ihn abholzt, wenn sein Geldschlot es erfordert, ihn aber umzäunt, damit Frierende darin sich kein Holz holen können.

Arbeiter! Indem man in Gemälden irgend etwas darstellt, an das sich der Bürger noch klammern kann, das Euch Schönheit und Glück vorspiegelt, stärkt man ihn, sabotiert man Euer Klassenbewußtsein, Euren Willen zur Macht.

Indem man Euch auf die Kunst verweist und schreit: ‚Die Kunst dem Volke', will man Euch verführen, an ein Gut zu glauben, das Ihr mit Euren Peinigern gemeinsam besitzt und dem zuliebe Ihr den berechtigsten Kampf, den die Welt je sah, einstellen sollt. Man will wieder einmal Euch mit ‚Seelischem' gefügig machen und Euch das Bewußtsein Eurer eigenen Kleinheit im Verhältnis zu den Wunderwerken des menschlichen Geistes einflößen.

Schwindel! Schwindel!

Gemeinster Betrug!!

Nein, die Kunst paßt in die Museen, um in Rundspaziergängen von Kleinbürgern auf Ferienreisen beglotzt zu werden, die Kunst paßt in die Paläste der Bluthunde, vor die Safes. Wenn Herr Stinnes nach getaner Schiebung mit seinen vom Kuponschneiden ach so schwieligen Händchen im Schoß, seine vom fortgesetzten Rechnen, wie man Euch am besten kurz hält, ach so kurzsichtigen Äuglein in die Höhen reiner Menschlichkeit aufschwingt, seinen überanstrengten Geist an den antiken Bildwerken oder etwa an Kokoschkas Meisterschinken ‚Die Macht der Musik' erquickt, so läßt sich kaum annehmen, daß diese Bilder die Notwendigkeit der Vernichtung der alten und den Aufbau einer gerechteren Welt predigen.

Arbeiter, Ihr, die Ihr den Mehrwert dauernd schafft, der es den Ausbeutern erst ermöglicht, sich die Wände mit diesem ‚ästhetischen' Luxus zu behängen, die Ihr den Künstlern somit den Lebensunterhalt, der meist immer ein vielfach reichlicherer war als der Eure, gewährleistet, Arbeiter, nun hört, wie solch ein Künstler zu Euch und Eurem Kampfe Stellung nimmt.

Nach den Kapptagen, da Ihr Euch bewaffnet habt, zum Verdruß der Antimilitaristen und Pazifisten, die es am liebsten gesehen hätten, daß Ihr mit langen weißen Hemden bekleidet mit einer Kerze in der einen und Lehrer Franks Buch ‚Der Mensch ist gut' in der anderen Hand in langen Prozessionen den Hakenkreuzzüglern entgegengepilgert wäret, um mit geistigen Waffen die weißen Heilande zu vertreiben, — in diesen Tagen hat sich so ein Kunstbürschchen wie Oskar Kokoschka, republikanischer Professor an der Kunstakademie Dresden, nicht etwa nur dem Kampf ferngehalten, wie es bei der traditionellen Feigheit der Intellektuellen kaum anders zu erwarten war, sondern hat in Wahrung seines Kunstschwindels folgendes lapidare Manifest an die Einwohnerschaft Dresdens gerichtet:

> „Ich richte an alle, die hier in Zukunft vorhaben, ihre politischen Theorien, gleichviel ob links-, rechts- oder mittelradikale, mit dem Schießprügel zu argumentieren, die flehendlichste Bitte, solche geplanten kriegerischen Übungen, nicht mehr vor der Gemäldegalerie des Zwingers, sondern etwa auf den Schießplätzen der Heide abhalten zu wollen, wo menschliche Kultur nicht in Gefahr kommt. Am Montag, den 15. März, wurde ein Meisterbild des Rubens durch eine Kugel verletzt. Nachdem Bilder keine Möglichkeit haben, sich von dort zu retten, wo sie nicht mehr unter dem Schutze der Menschheit stehen, und auch weil die Entente einen Raubzug in unsere Galerie damit begründen könnte, daß wir keinen Sinn für Bilder hätten, so fiele auf die Künstlerschaft von Dresden, die mit mir bangt und zittert und sich dessen bewußt ist, solche Meisterwerke nicht selber schaffen zu können, wenn die uns anvertrauten zerstört würden, die Verantwortung, einer Beraubung des armen zukünftigen Volkes an seinen heiligsten Gütern nicht mit allen Mitteln rechtzeitig Einhalt geboten zu haben. Sicher wird später das deutsche Volk im Ansehen der geretteten Bilder mehr Glück und Sinn finden, als in

sämtlichen Ansichten der politisierenden Deutschen von heute. Ich wage nicht, zu hoffen, daß mein Gegenvorschlag durchdringt, der vorsähe: Daß in der deutschen Republik wie in den klassischen Zeiten Fehden künftig durch Zweikämpfe der politischen Führer ausgetragen werden möchten, etwa im Zirkus, eindrucksvoller gemacht durch das homerische Geschimpfe der von ihnen angeführten Partei. Was alsdann harmloser und weniger verworren wäre, als die jetzt üblichen Methoden.

Oskar Kokoschka, Professor an der Akademie der bildenden Künste in Dresden."

NACHWORT

Das ist bestimmt kein Witz vom Geist der Molière, Voltaire, Lichtenberg, Jean Paul, Gogol oder Shaw, deren Witz mit Zahn und Stachel beißt, sticht und brennt, wenn es auf Wunden trifft, die auch die unsern sind und über die wir lebenslänglich weinen müßten, wenn wir nicht manchmal mit jenen darüber lachen könnten; aber dieser Dadawitz trifft, beißt und sticht nicht, wühlt weder zu Tränen noch zum Lachen auf, er juckt auf der Seelenhaut wie die Patte der Filzlaus. Das macht seine Herkunft aus Haß, Unfruchtbarkeit des Gefühls und Trägheit des Denkens; darum bekämpft er die Kunst, weil sie härteste Arbeit ist, er schlägt nach der „Kunst" und meint die Arbeit, macht sich mit Pseudoernst und Entrüstung über Arbeit und Arbeiter lustig, spottet über Arbeiterblut mit dem schlimmsten, weil geringschätzigsten Spott, den es gibt, mit der verheuchelten Phrase, die den Arbeiter für zu dumm hält, sie zu durchschauen.

Wer ist hier eigentlich Bourgeois und Spießer, wer Arbeiter und Arbeiterfreund? Kokoschka, der Maler, der im Volk das Volk für fähig hält, Genießer der Kunst zu sein, oder diese Dadaisten, die von Arbeit sprechen und die Faulheit meinen und aus denen eine mit Dadaistenwitz maskierte, aber darum nicht minder scheußliche, stickige und spießige Geringschätzung der Masse spricht, eine Geringschätzung, wie sie nur ein klassenbewußter und kastenbewußter Kapitalist der Haßdoktrin, die er mit größerer Habsucht verzinst als ein Geizhals sein Geld, dem klassenfremden Arbeiter gegenüber empfinden kann. Wie klein sieht Dada den Arbeiter, wie dürftig seinen Lebensinhalt! Der Volksmund, dessen Ton er zu treffen meint, wäre nach ihm nur ein betrunkenes, Phrasen und Schimpfworte spuckendes Maul, der Künstler nur ein Feigling, Speichellecker, Geldverdiener, dessen einzige Sehnsucht das Bankkonto, der Pelzmantel und die Havanazigarre ist. Das ist negative, spießerhafteste Bürgerlichkeit, die ihre eigenen Sehnsüchte dem anderen unterschiebt, den sie nicht begreifen kann. Bei einem Kleist, Schiller, Hebbel oder Dostojewski, die das Hungern und

Arbeiten gleich gut verstanden, habe ich nie diesen servilen, schmatzenden Ton in der Sprache gefunden, der bei Dada immer aufklingt, wo von den angeblichen Wünschen der Künstler die Rede ist. Das ist das Schmatzen des Spießers, der dem anders gearteten seine eigenen Laster unterschiebt, und wenn er könnte, als Volksführer die Masse zu einem allmächtigen Magen und den Künstler zu dessen Hofnarren machen will.

Kokoschka gegen die Titel eines Kunstbürschchens, eines Kulturphrasenhelden, Kunstlumpen oder einer Kunsthure zu verteidigen, ist unnütz. Kokoschkas Aufruf, der diesen armseligen Dadaistenscherz ausgelöst hat, ist Verteidigung genug. Wer ihn mit dem Gefühl aufnimmt, anstatt mit der Wortwage die Rosinen für eine Parteipolitik herauszuwiegen, spürt, daß hinter diesen ziemlich ungelenken Argumenten eines Künstlers der tapfere Mensch steht, der hat, wovon die anderen nur reden: Liebe zum Volk und Schamgefühl, worüber Dada sicher lachen wird, denn Dada wird nicht mehr schamrot und bekommt kein Herzklopfen aus Ehrfurcht vor Menschen, es sei denn, daß der Herzmuskel nach der dritten Tasse Mokka im Kaffeehaus pocht, im Kaffeehaus, wo diese Dadaistenscherze wachsen, und wo Dada schwerlich den Arbeiter kennen gelernt hat, den er nach seinem Ebenbild verfälschen möchte, im Kaffeehaus, wo er den Vorwurf der Habsucht und „traditionellen Feigheit der Intellektuellen“ nicht etwa, was mutig wäre, gegen sich selbst, sondern gegen andere richtet.

BÜCHEREINLAUF

BAUERNFELD: *Die Republik der Tiere* und die Elfen-Konstitution. Mit Bildern von Matthias Ranftl. Neu herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Dr. Gustav Wilhelm. 261 Seiten. 8°. 1919. Ed. Strache, Wien.

BORCHARDT, RUDOLF: Schriften. *Jugendgedichte.* 127 Seiten. 8°. 1920. 9,50 M. Pappband 13,30 M. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.

DEUTSCHER REAKTIONS-ALMANACH für das Jahr 1920. Des Deutschen Revolutionsalmanach zweiter Band. 148 Seiten. 8°. Hoffmann & Campe Verlag, Hamburg-Berlin.

DAS GESPENSTERSCHIFF. Ein Jahrbuch für die unheimliche Geschichte. Herausgeberin Toni Schwabe. Mit 10 Vollbildern. 294 Seiten. Gr. 8°. 1920. 25 M. brosch. Landhaus-Verlag, Jena.

GOLDSCHEID, RUDOLF: *Grundfragen des Menschenschicksals.* Gesammelte Aufsätze. 227 Seiten. 8°. E. P. Tal & Co., Wien.

GUILBEAUX, HENRI: *Jos. Solvaster.* Ein Roman. 181 Seiten. 8°. 1920. Rudolf Kämmerer Verlag, Dresden.

HERRON, GEORGE: *Der Pariser Frieden und die Jugend Europas.* Eine Verteidigung und ein Aufruf. 1. bis 5. Tausend. 30 Seiten. 8°. 1920. 2 M. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.

HESSE, HERRMANN: *Zarathustras Wiederkehr.* Ein Wort an die deutsche Jugend. 43 Seiten. 8°. 1920. 1.50 M. S. Fischer Verlag, Berlin.

HOLITSCHER, ARTHUR: *Adela Bourkes Begegnung.* Roman. 407 Seiten. 8°. 1920. 12,50 M. Geb. 17,50 M. S. Fischer Verlag, Berlin.

JANOWITZ, FRANZ: *Auf der Erde.* Gedichte. 89 Seiten. Gr. 8°. 14,40 M., in Halbleder gebunden 42 M. Kurt Wolff Verlag, München.

JASTROW, DR. J: *Die Reform der staatswissenschaftlichen Studien.* Fünfzig Gutachten, im Auftrage des Vereins für Sozialpolitik herausgegeben. 450 Seiten. 8°. 1920. 20 M. Duncker & Humblot, München.

KAFKA, FRANZ: *In der Strafkolonie.* Erzählung. 68 Seiten. Gr. 8°. 1919. 9,60 M., in Halbleder gebunden 42 M. Kurt Wolff Verlag, München.

KLEMM, WILHELM: *Ergriffenheit.* Gedichte. 128 Seiten. Gr. 8°. 14,40 M., in Halbleder gebunden 36 M. Kurt Wolff Verlag, München.

KOESTER, REINHARD: *Peregrinus.* Drama in neun Bildern. 116 Seiten. 8°. 1919. 14,40 M. Gebunden 30 M. Kurt Wolff Verlag, Leipzig.

KYSER, HANS: *Das Aprikosenbäumchen.* Novellen. 159 Seiten. 8°. 1920. 7,50 M. Gebunden 12 M. S. Fischer Verlag, Berlin.

MEYSENBUG, MALVIDA VON: *Briefe von und an Malvida von Meysenbug.* Herausgegeben von Berta Schleicher. 327 Seiten. 8°. 18 M. Gebunden 24 M. Schuster & Loeffler, Berlin.

MUCKLE, FRIEDRICH: *Das Kulturideal des Sozialismus.* 289 Seiten. 8°. 1919. Duncker & Humblot, Leipzig.

OSTJÜDISCHE LIEBESLIEDER. Uebertragungen jiddischer Volksdichtung von Ludwig Strauß. 92 Seiten. 8°. 6 M. Gebunden 8 M. Welt-Verlag, Berlin.

PONTEN, JOSEF: *Jungfräulichkeit.* Geschichte einer Jugend und Liebe. 113 Seiten. 8°. 1920. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

PREUSCHEN, HERMIONE V.: *Yoshiwara.* Vom Freudenhaus des Lebens. Roman in drei Teilen. 195 Seiten. 8°. 20 M. geb. Otto Janke, Berlin.

ROSELIEB, HANS (Firmin Coar): *Peter Hille.* Eine Dichterseele. 154 Seiten. 8°. 1920. Gebr. Leusing, Dortmund.

SCHAPIRO, L.: *Die Stadt der Toten* und andere Erzählungen. Aus dem Jiddischen übertragen von Siegfried Schmitz. 63 Seiten. 8°. Geheftet 5 M. Gebunden 7,50 M. Welt-Verlag, Berlin.

SCHMEHL, AUGUSTUS: *Die Bekehrung der Äbte.* Preziöse Geschichten. 64 Seiten. 8°. 6 M. Gebunden 24 M. Kurt Wolf Verlag, München.

SCHULTE-VAERTING, Dr. HERM.: *Die Friedenspolitik des Perikles.* Ein Vorbild für den Pazifismus. 328 Seiten. 8°. 1919. Ernst Reinhardt, München.

SAN SECONDO, ROSSO DI: *La Bella Addormentata.* Aventura colorata in tre atti con un preludio e due intermezzi. 147 Seiten. 8°. Casa editrice M. Carra & C. di Luigi Bellini, Rom.

SAN SECONDO, ROSSO DI: *La Fuga.* Romanzo. 277 Seiten. 8°. Fratelli Treves, Mailand.

SAN SECONDO, ROSSO DI: *Marionette, che passione! . . .* Tre atti con um preludio. 147 Seiten. 8° Fratelli Treves, Mailand.

SAN SECONDO, ROSSI DI: *La Morsa.* Romanzo. 256 Seiten. 8°. Fratelli Treves, Mailand.

SAN RECONDO, ROSSO DI: *Ponentino.* Novelle. 271 Seiten. 8°. Fratelli Treves, Mailand.

SINGER, ERICH: *Heiterkeit.* Gedichte. 48 Seiten. kl. 8°. 1920. E. P. Tal, Wien.

Aus dem heiligen Buche Sohar des Rabbi Schimon Ben Jochai. Eine Auswahl. Zusammengestellt und übertragen von Jankew Seidmann. 63 Seiten. 8°. 5 M. Gebunden 7,50 M. Welt-Verlag, Berlin.

STERNHEIM, CARL: *Europa.* Roman. Erster Band. 229 Seiten. 8°. 7,20 M. Gebunden 12 M. Kurt Wolff Verlag, München.

TAGORE, RABINDRANATH: *Der Frühlingskreis.* Drama in vier Akten. 109 Seiten. Gr. 8°. 14,40 M. In Halbleder gebunden 42 M. Kurt Wolff Verlag, München.

WERFEL, FRANZ: *Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig.* Eine Novelle. 268 Seiten. 8° 1920 7,20 M. Pappband 12 M. Kurt Wolff Verlag, München.

WIENER, OSCAR: *Das Haupt der Medusa.* 187 Seiten. 8°. 1919. 5,50 M. Gebunden 7 M. Ed. Strache, Wien.

ZECH, PAUL: *Das Terzett der Sterne.* Ein Bekenntnis in drei Stationen. 48 Seiten. Gr. 8°. 1920. 9,60 M. Gebunden 33,60 M. Kurt Wolff Verlag, München.

DIE WEISSEN BLÄTTER

Vollständige Jahrgänge

Wir haben noch einen kleinen Rest vollständiger Jahrgänge 1915, 1916, 1917, 1918 und 1919, die wir in schönen Halbpergamentbänden herstellen ließen. Die Lieferung erfolgt in der Reihe der eingehenden Bestellungen

---

Jahrgang 1915 in vier Halbpergamentbänden. 150 M.

Aus dem Inhalt: Carl Sternheim, 1913 / Max Brod, Tycho Brahes Weg zu Gott / Walter Hasenclever, Tod und Auferstehung / Franz Werfel, Gedichte / Gustav Landauer, Walt Whitman Leonhard Frank, Die Ursache / Alfons Paquet, Die anderen Legenden um Joseph von Arimathia / Robert Walser, Nachtstück / Beiträge von Franz Blei, Paul Zech, Kasimir Edschmid, Gottfried Benn, Arnold Zweig, Felix Braun, Adolf Behne usw. Carl Sternheim, Napoleon / Paul Claudel, Der Ruhetag / Carl Sternheim, Schuhlin / Alexander von Gleichen-Rußwurm, Die Klage der Frauen um Lazarus / Heinrich Mann, Zola / Franz Kafka, Die Verwandlung / Zeichnungen von Rudolf Großmann, Ernst Stern, Max Oppenheimer, Ludwig Meidner usw.

Jahrgang 1916 in vier Halbpergamentbänden. 150 M.

Aus dem Inhalt: René Schickele, Hans im Schnakenloch / Emil Lucka, Die Psychologie Napoleons / Heinrich Mann, Der Bruder / Mechthild Lichnowsky, Gedichte / Heinrich Lautensack, Das Gelübde / Gustav Landauer, Friedrich Hölderlin in seinen Gedichten / Theodor Däubler, Henri Rousseau / Ludwig Rubiner, Legende vom Orient / Carl Sternheim, Tabula rasa / Ulrich Steindorff, Golgatha / Max Hermann, Carl Einstein / Franz Blei, Balkanvölker / Heinrich Mann, Madame Legros / Peter Baum, Verse und Prosa / Max Brod, Die erste Stunde nach dem Tode / Francis Jammes, Der Hasenroman / Romain Rolland, Glaube und Hoffnung / Wilhelm Speyer, Das ist die Hölle / André Suarès, Über Charles Péguy / Franz Blei, Der Geizige / Hermann Hesse, Eine Traumfolge / Leonhard Frank, Der Kellner / Zeichnungen von George Groß, Arthur Segall, Hermann Huber usw.

Paul Cassirer Verlag / Berlin W 10 / Viktoriastraße 2

In diesen Tagen erscheint:

VOLTAIRE

Sämtliche Romane und Erzählungen

Zwei Bände

Übertragen von Ludwig Rubiner und Else v. Hollander
Mit einem Vorwort von Ludwig Rubiner

Kurz nach Erscheinen war diese erste deutsche Gesamtausgabe vergriffen. Trotz der enormen Herstellungsschwierigkeiten gelang es dem Verlage, das epische Oeuvre des geistreichsten, menschlichsten und kämpferischsten Repräsentanten europäisch-lateinischer Kultur neu aufzulegen, dessen Bedeutung für unsere Zeit die Einleitung Ludwig Rubiners mit Klarheit und Schärfe hervorhebt. — Den Champion des menschlichen Befreiungskampfes, dessen gallischer Oberflächenkult sich ein Weltbild von kühler Mathematik erschuf, begrüßt Victor Hugo in seiner Gedenkrede mit folgenden Worten: „Da begannest Du den fürchterlichen Prozeß mit der Vergangenheit — du plädiertest gegen die Tyrannen und die Unmenschen für die Sache des Menschentums, und du gewannst sie."

Es erscheinen zwei Ausgaben:

1. Illustrierte Ausgabe

Diese enthält 14 handgedruckte Heliogravüren nach den Kupfern von Moreau le Jeune.

PREIS:

In Halbpergament gebunden . . . . . etwa M. 290.—
In Halbleder gebunden . . . . . etwa „ 320.—

2. Nicht illustrierte Ausgabe

Mit einem Porträt Voltaires nach einem Kupferstich

PREIS:

In Ganzpergamin gebunden . . . . . etwa M. 75.—
In Halbleder gebunden . . . . . etwa „ 135.—

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG / POTSDAM

SOEBEN ERSCHEINT:

WALTER HASENCLEVER

DIE PEST

EIN FILM

*

12 Mark / Gebunden 18 Mark

Dies neueste Werk Walter Hasenclevers ist der erste Filmtext, der in Buchform erscheint, der erste, dem ein Dichter seine kühne Phantasie schenkte / Packend und mit der Eindringlichkeit der bildhaften Ausdrucksmöglichkeiten ist das Grauen der Pest geschildert, die die Welt durchrast und die menschliche Gesellschaft vernichtet. Dies Buch hat einen seltenen Reiz für Liebhaber des Films ebenso, wie für Literaturfreunde

*

Vorzugsausgabe: 250 numerierte und vom Verfasser handschriftlich signierte Exemplare auf dickem Hadernbütten / 125 Mark

*

VERLEGT BEI

PAUL CASSIRER

IN BERLIN